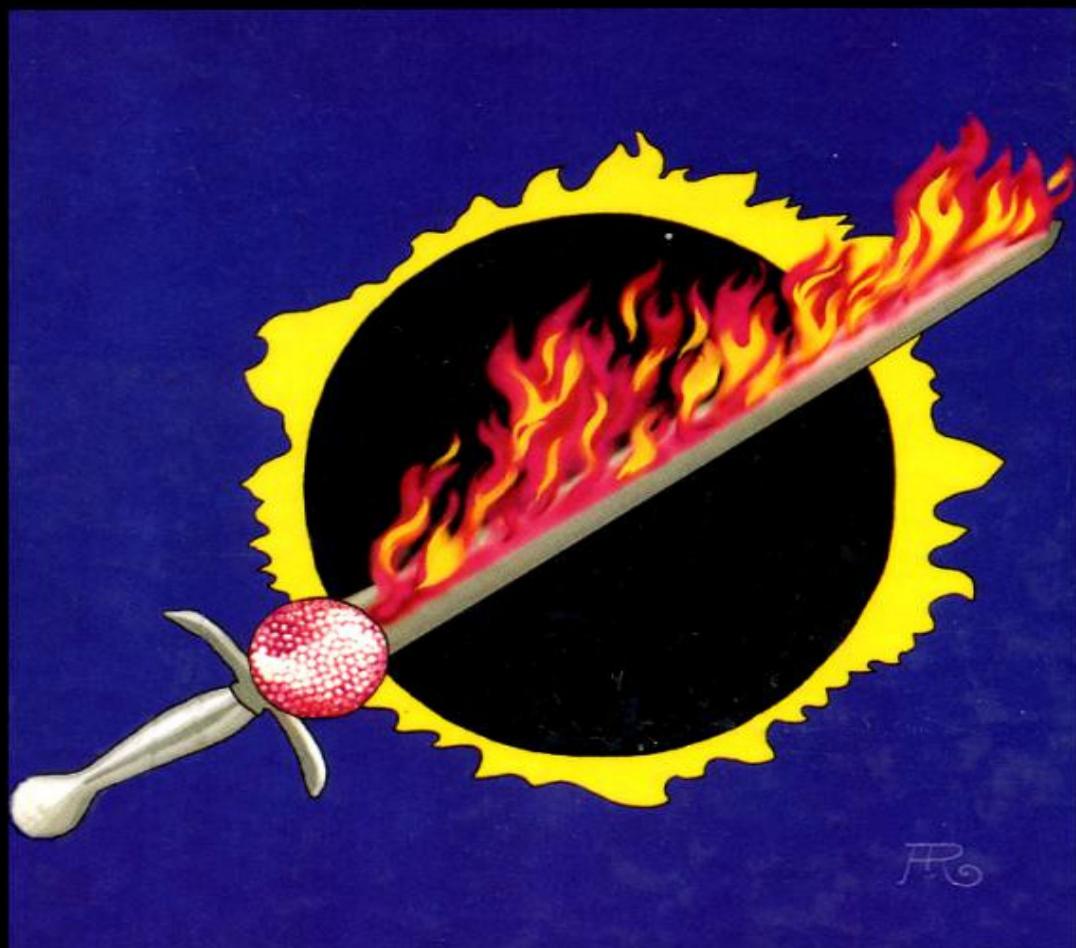


**Alfred Hitchcock** Die drei  
???  
und das  
brennende Schwert



**Kosmos**

## Die drei ??? und das brennende Schwert

Onkel Titus hat allen Grund zur Freude: Er wird zu einer Testamentseröffnung eingeladen! Doch statt der erhofften Millionen erbt er einen wertlosen roten Kristall, den er an einen gewissen Beany weitergeben soll. Wer aber ist Beany? Die drei ??? nehmen die Ermittlungen auf.

Ein anonymes Anrufer bringt sie auf die Spur eines gefährlichen Geheimbundes. Und plötzlich geraten Justus, Peter und Bob in einen atemraubenden Strudel aus Besessenheit, Wahnsinn und Aberglaube.

Alfred Hitchcock

## Die drei ???

# Das brennende Schwert

erzählt von

André Marx

Kosmos

*Für Ströh.*

*Danke für deine exzellenten Ideen zu diesem Abenteuer. Auf ein Neues?*

Schutzumschlag von Aiga Rasch, Leinfelden-Echterdingen

Dieses Buch folgt den Regeln der neuen Rechtschreibung.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Marx, André:**

Die drei ??? – Das brennende Schwert / erzählt von André Marx. Alfred Hitchcock. – Stuttgart: Franckh-Kosmos, 1997

ISBN 3-440-07329-7

© 1997, Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. Stuttgart

Based on characters created by Robert Arthur. This work published by arrangement with Random House, Inc.

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-440-07329-7

Printed in Czech Republic / Imprimé en République tchèque

Satz: Steffen Hahn GmbH, Kornwestheim

Herstellung: Těšínská Tiskárna, Český Těšín

## Eine geheimnisvolle Erbschaft

»Ist Onkel Titus schon zurück?«, fragte Justus, als er die Küche betrat und seinen Rucksack in die Ecke pfefferte.

Tante Mathilda, die gerade dabei war das Mittagessen vorzubereiten, warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. »Würdest du bitte deine Sachen nicht einfach mitten in den Weg werfen, sondern sie dorthin bringen, wo sie hingehören – in dein Zimmer«, ermahnte sie ihn.

»Schon gut«, lenkte Justus ein, da er sich nicht auf eine kleinliche Auseinandersetzung mit seiner Tante einlassen wollte. Meistens zog er dabei nämlich den Kürzeren. Er hob den Rucksack wieder auf und ging schnell in sein Zimmer, um ihn dort erneut in eine Ecke zu werfen. Als er zurückkehrte, sah ihn Tante Mathilda erwartungsvoll an.

»Wie war es in der Schule?«, wollte sie wissen.

»Wie immer«, antwortete Justus knapp. »Er ist also noch nicht zurück?«

»Wie du siehst«, erwiderte Tante Mathilda und widmete sich wieder ihren dampfenden Kochtöpfen.

»Bist du denn gar nicht neugierig?«, fragte Justus.

»Worauf?«

»Nun tu doch nicht so. Natürlich bist du neugierig, du willst es nur nicht zugeben.«

»Neugierig auf den alten Plunder, den Titus hier gleich anschleppen wird? Ich glaube, da ist jede Vorfreude unangebracht.«

»Du glaubst also wirklich, dass Onkel Titus nur wertlosen Trödel geerbt hat?«, wollte Justus wissen.

»Was denn sonst? Glaubst du, er kommt gleich als Millionär zurück?«, fragte sie sarkastisch. »Was sonst sollte ein uralter Bekannter von Titus ihm vererben als den auf seinem Dachboden und in seinem Keller gehorteten Krempel, mit dem er sonst nichts anzufangen wusste und den außer Titus sicherlich auch

niemand haben will?«

Onkel Titus hatte vor einer Woche einen Brief von einem Notar bekommen, in dem ihm mitgeteilt wurde, dass ein alter Bekannter aus Titus' Zeit als Tankwart gestorben war. Sie hatten sich seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Umso überraschender war es, dass der Verstorbene ausgerechnet Onkel Titus als Erben bestimmt hatte. Seitdem fieberte Justus dem Tag der Testamentsvollstreckung entgegen, da ihn brennend interessierte, was dahinter steckte. Seine Tante Mathilda schien davon überzeugt zu sein, dass der vermeintliche Wohltäter ihrem Mann nur seine alten Möbel hinterlassen wollte.

Schließlich war Titus Jonas ein stadtbekannter Trödelhändler und mit seinem Gebrauchtwaren-Center, wie er es nannte, lockte er die Leute aus der ganzen Umgebung an.

An diesem Vormittag war der Termin beim Notar gewesen und Justus, der bei seinem Onkel und seiner Tante wohnte, wäre zu gerne dabei gewesen. Die Schulpflicht hatte ihn leider davon abgehalten.

Er setzte sich an den Küchentisch und trommelte unruhig mit den Fingern auf der Holzplatte herum. »Vielleicht steckt ja doch mehr dahinter«, murmelte er.

Doch Tante Mathilda lachte nur. »Du witterst wohl schon wieder ein Geheimnis, was? Gibt es eigentlich irgendetwas in deinem Alltag, das deinen kriminalistischen Eifer völlig kalt lässt?« Damit spielte sie auf das Detektivunternehmen an, das ihr Neffe und seine beiden Freunde Bob Andrews und Peter Shaw seit einigen Jahren betrieben, und zwar sehr erfolgreich. Sie hatten schon eine Menge aufregender Fälle gelöst.

»Kriminologischen Eifer«, korrigierte Justus sie. »Sicher gibt es das. Aber eine unverhoffte Erbschaft unter so merkwürdigen Umständen ist nicht gerade alltäglich, das musst du zugeben.«

»Ich finde nichts merkwürdig daran, dass ein alter Schulfreund sich an Titus erinnert und ihm für seinen Trödelhandel ein paar Sachen vererbt.«

»Du weißt ja noch gar nicht, ob es wirklich um Trödel geht«, widersprach Justus und stemmte sich aus seinem Stuhl, um aus dem Küchenfenster zu blicken. Er hielt nach Onkel Titus' altem Pick-up Ausschau. Doch von dem war noch immer keine Spur zu sehen und Justus ließ sich enttäuscht zurückfallen.

Tante Mathilda schlug gerade vor schon ohne Onkel Titus mit dem Essen zu beginnen, als sie den Lastwagen auf den Schrottplatz rollen hörten. »Da ist er!«, rief Justus und zwang sich dazu sitzen zu bleiben, da er vor Tante Mathilda nicht zugeben wollte, wie neugierig er wirklich war. Also wartete er geduldig, bis sein Onkel das Haus und die Küche betrat. Titus Jonas war ein kleiner, drahtiger Mann mit einem gewaltigen schwarzen Schnauzbart, auf den er sehr stolz war. Seine gelassene Natur verhinderte, dass Justus in seinem Gesicht ablesen konnte, wie der Vormittag verlaufen war. Doch er registrierte sofort den kleinen Kasten, den sein Onkel unter dem Arm trug.

»Da bin ich wieder«, sagte Titus Jonas gut gelaunt. »Und ich habe Hunger.« Er setzte sich an den Tisch und legte den Kasten auf den neben ihm stehenden Stuhl. Tante Mathilda trug das Essen auf.

»Morgen bist du wieder mit dem Kochen dran«, sagte sie. »Ich habe dich heute nur ausnahmsweise vertreten.« Sie lächelte ihrem Mann liebevoll zu.

Justus konnte nicht mehr an sich halten. »Wie war es denn nun?«, wollte er wissen. »Was hat der Notar gesagt? Hast du tatsächlich etwas geerbt?«

Onkel Titus nickte bedächtig und tauchte seinen Löffel in die Suppe. »Und was? Alte Möbel, wie Tante Mathilda vermutet?« Er schüttelte ebenso bedächtig den Kopf und schlürfte die noch etwas zu heiße Suppe. »Auch kein Geld«, fügte er hinzu, »falls das deine nächste Frage gewesen wäre.« Er grinste und Justus bemerkte, dass sein Onkel absichtlich nicht mit der Sprache herausrückte, um ihn zu ärgern. Denn er wusste genau, wie neugierig sein Neffe war. Justus beschloss auf das Spiel einzu-

gehen. »Aha«, sagte er betont gelassen und löffelte dann ebenfalls schweigend seine Suppe.

Onkel Titus grinste und Tante Mathilda warf immer wieder kurze Blicke zu den beiden hinüber, als hoffte sie, dass bald einer von beiden zu sprechen beginnen würde. Doch niemand sagte ein Wort. Auch nicht, als sie die Suppenteller wegräumte und den Gemüseauflauf auf den Tisch stellte. Sowohl Onkel Titus als auch Justus vermieden es den anderen anzusehen.

Als Tante Mathilda den Nachtschrank aus dem Kühlschrank holte, hielt sie es nicht mehr aus. »Komm schon, Titus Jonas, erzähl uns endlich, was passiert ist«, forderte sie ihn auf.

»Aber gern. Ich habe nur darauf gewartet, dass mich jemand fragt«, sagte er und grinste.

»Ich dachte, du seist nicht neugierig«, zog Justus seine Tante auf.

Sie winkte ab. »Hört schon auf mit dem Unsinn. Ich will jetzt sofort wissen, was du geerbt hast.«

»Also gut.« Onkel Titus lehnte sich zufrieden zurück. »Ich fuhr also zum Notar. Außer mir waren noch drei andere Leute da. Der Bürgermeister von Rocky Beach und ein Mann und eine Frau etwa in meinem Alter. Die drei waren mindestens ebenso überrascht wie ich zur Testamentsvollstreckung eingeladen worden zu sein. Auch sie hatten Billy Ford schon seit Jahren nicht mehr gesehen und auch nichts von ihm gehört.

Die Frau und der Mann waren wohl alte Bekannte aus seiner Studienzeit und der Bürgermeister war ihm nie persönlich begegnet. Verwandte schien Billy Ford nicht zu haben, zumindest wurde seine Familie mit keinem Wort erwähnt. Seinen gesamten Besitz, also in erster Linie sein Haus und sein Geld, vermachte er der Stadt Rocky Beach, stellvertretend dem Bürgermeister. Er wollte, dass sein Haus in ein Wohnheim für Studenten umgebaut wird. Er selbst hat als Professor an der Universität unterrichtet, wie ich erfahren habe. Sein bescheidenes Vermögen soll für den Umbau verwendet werden. Wir

warteten gespannt, was der Notar denn nun von uns wollte. Er sagte, dass Billy Ford jedem von uns noch eine kleine Kiste hinterlassen hätte, und es sei sein Wille, dass wir diese Kisten erst öffneten, wenn wir zu Hause sind. Er überreichte uns die Behälter. Die Frau bekam einen langen, schmalen Kasten, der andere Mann einen etwa schuhkartongroßen Behälter und ich das hier.« Er holte den kleinen, quadratischen Kasten hervor und stellte ihn vor sich auf den Tisch. »Dann mussten wir noch ein paar Papiere unterzeichnen und konnten gehen.«

Gebannt starrten Justus und Tante Mathilda auf den hölzernen Behälter. »Du hast das Ding selbstverständlich schon geöffnet«, mutmaßte Tante Mathilda.

Onkel Titus lächelte verlegen. »Ich muss gestehen, dass ich das getan habe. Aber erst nachdem ich das Haus des Notars verlassen hatte.«

»Und?«, fragte Justus, der es nicht ausstehen konnte auf die Folter gespannt zu werden, obwohl er selbst oft genug ein Geheimniskrämer war.

»Wollt ihr es sehen?«, fragte Onkel Titus.

»Frag nicht so scheinheilig«, erwiderte seine Frau. »Natürlich wollen wir es sehen. Und wenn du diese Kiste jetzt nicht sofort öffnest, werde ich nie wieder für dich kochen.«

»Na schön. Aber seid nicht zu enttäuscht.« Er blickte die beiden noch einmal an, dann zog er den Kasten zu sich heran, drehte ihn um und öffnete den Deckel so, dass Justus und Tante Mathilda den Inhalt sehen konnten.

Im durch das Küchenfenster einfallenden Sonnenlicht funkelte ihnen ein etwa kinderfaustgroßer roter Edelstein entgegen.

## Wer ist Beany?

»Oh, mein Gott«, hauchte Tante Mathilda, dann legte sie die Hand vor den Mund, als bereute sie ihre Worte.

Justus starrte gebannt auf den strahlenden Stein, doch dann dachte er an die Gelassenheit seines Onkels und ihm kamen erste Zweifel am Wert des Edelsteins. »Was ist das, Onkel Titus?«, wollte er wissen.

Der lächelte verlegen. »Es ist auf jeden Fall kein Grund zur Euphorie. Du kannst die Hand wieder vom Mund nehmen, Mathilda. Wir sind nicht im Besitz des größten Diamanten der Welt oder dergleichen. In der Kiste lag nämlich ein Brief, in dem Billy Ford mich darüber aufklärt, dass der Stein erstens nur aus wertlosem Glas und zweitens nicht einmal für mich ist.«

»Nur aus Glas?«, sagte Tante Mathilda enttäuscht.

»Nicht für dich?«, fragte Justus erstaunt. »Aber du bist doch der Erbe.«

Onkel Titus zog ein Kuvert aus seiner Hemdtasche und reichte es seinem Neffen. »Lies selbst!«

Justus öffnete den Umschlag und nahm einen Zettel heraus. Darauf stand in ordentlicher Handschrift:

*Mein lieber Titus,  
du wunderst dich bestimmt unter so ungewöhnlichen Umständen von mir zu hören. Wir haben uns ja schon vor Jahrzehnten aus den Augen verloren, und nun kann ich nicht einmal ein Lebenszeichen von mir geben, da ich bereits tot bin. Und ich muss dich noch einmal enttäuschen: Der eindrucksvolle rote Stein ist leider nichts weiter als Glas und daher so gut wie wertlos. Die dritte Enttäuschung ist, dass du ihn nicht behalten darfst. Bitte gib ihn an Beany weiter, er kann mehr damit anfangen. Du wirst dich nun sicherlich fragen, was das alles soll und warum ich ausgerechnet dich dazu auserkoren*

*habe, nach meinem Ableben einen letzten Auftrag für mich auszuführen. Die Antwort ist sehr einfach: Alle Leute, die näher mit mir bekannt sind, werden erst mal eine Weile Trauerarbeit leisten müssen und können sich daher nicht um den Stein und Beany kümmern. Du eignest dich vermutlich am besten dafür, da mein Tod dir ziemlich egal sein dürfte. Als Dank für deine Mühen ein paar Dollar, die diesem Brief beiliegen.*

*Grüße Beany von mir.*

*Billy Ford*

»Sehr direkt«, bemerkte Justus, nachdem er den Brief gelesen und Tante Mathilde gegeben hatte. »Er spart sich feierliche Reden und kommt gleich zur Sache. Etwas ungewöhnlich.

Aber gut, wenn ihr euch wirklich so lange nicht gesehen habt, ist es vielleicht verständlich.«

»Wir waren ja nicht einmal befreundet«, sagte Onkel Titus. »Er war nur ein Bekannter, der eine Zeit lang mit mir zusammen an der Tankstelle gearbeitet hat. Das war noch, bevor ich deine Tante kennen gelernt habe.«

»Wie viel Geld war denn in dem Umschlag?«, wollte Justus wissen.

»Das ist die gute Nachricht des Tages«, antwortete Onkel Titus und die Spitzen seines Schnurrbartes wanderten nach oben, als er grinste. »Billy Ford hat mir immerhin hundert Dollar vermacht.« Er zückte seine Brieftasche, holte eine 100-Dollar-Note heraus und wedelte damit in der Luft herum.

»Hundert Dollar«, murmelte Tante Mathilda. »Ein armseliges Erbe. Damit wollte er doch nur sichergehen, dass du diesem Beany den Stein gibst. Wer ist das überhaupt?«

»Das ist das Merkwürdigste an der Sache«, sagte Onkel Titus und sein Lächeln verschwand. »Ich kenne überhaupt keinen Beany.«

»Soll das heißen, du weißt gar nicht, für wen der Stein be-

stimmt ist?«, hakte Justus nach.

»Ganz genau. Das hat mir schon auf der Rückfahrt vom Notar Sorgen bereitet. Ich habe mir den Kopf darüber zerbrochen, wen Billy gemeint haben könnte. Aber so sehr ich auch darüber nachdenke, ich komme nicht darauf. Ich kenne niemanden, der Beany heißt, da bin ich mir sicher.«

»Merkwürdig«, fand Justus. »Warum sollte dieser Billy dir denn dann diese Nachricht schreiben?«

»Vielleicht hat er mich verwechselt. Wir haben uns über zwanzig Jahre nicht gesehen. Und wer weiß, wann er das Testament aufgesetzt hat. Er soll schwer krank gewesen sein, habe ich gehört. Möglicherweise war er bereits geistig verwirrt, als er diesen Brief geschrieben hat.«

»Und was wirst du jetzt tun?«

Onkel Titus blies die Wangen auf und ließ die Luft dann geräuschvoll entweichen. »Keine Ahnung. Ehrlich gesagt habe ich wenig Lust und Zeit mich um die Sache zu kümmern. Ich möchte Billy ja gerne seinen letzten Wunsch erfüllen, aber ich bin nicht besonders scharf darauf, meine Zeit mit der Suche nach einer Person zu vertun, die ich gar nicht kenne. Wäre das nicht etwas für euch Detektive, Justus? Vielleicht könnt ihr diesen Beany ausfindig machen.«

Justus verzog das Gesicht. »So ganz ohne Anhaltspunkte dürfte das schwierig werden.«

»Na ja, vielleicht fällt euch etwas ein. Es eilt ja auch nicht.«

Tante Mathilda hatte den Stein aus dem Kästchen genommen und betrachtete ihn nun interessiert, als suchte sie nach einem Beweis dafür, dass es sich doch um einen echten Edelstein handelte. »Schön ist er ja schon«, fand sie. »Auf der anderen Seite aber auch kitschig, wenn man bedenkt, dass er so gut wie wertlos ist.« Sie gab ihn an Justus weiter.

Der Erste Detektiv hielt ihn gegen das Licht und die kunstvoll geschliffenen Facetten funkelten blutrot. »Wertlos kann er nicht sein. Sonst ergäbe es keinen Sinn, dass er einzeln an eine

bestimmte Person vererbt wurde. Vielleicht ist der Stein nicht wegen seines Materials von besonderem Wert, sondern wegen seiner Verarbeitung. Es gibt einen kleinen Lufteinschluss in der Mitte. Möglicherweise ist das ein kunsthandwerkliches Meisterstück.«

In diesem Moment ertönten draußen zwei Fahrradklingeln. Justus legte den Stein zurück in das Kästchen und sah aus dem Küchenfenster. Er entdeckte seine beiden Freunde, die gerade auf den Schrottplatz fuhren, und erhob sich. »Da sind Peter und Bob. Ich gehe mal zu ihnen.« Er verließ das Jonas'sche Haus und ging quer über den Schrottplatz zu dem ausrangierten Campinganhänger, den sie als Büro für ihr Detektivunternehmen nutzten. Die Zentrale, wie sie den Wagen nannten, war im Laufe der Zeit mit allen möglichen technischen Geräten ausgestattet worden, sie hatten sogar einen eigenen Telefonanschluss und ein Faxgerät.

»Hallo, Justus«, begrüßte Peter den Ersten Detektiv. »Wir wollen schwimmen gehen. Kommst du mit?«

»Peter braucht nämlich dringend einen sportlichen Ausgleich«, fügte Bob hinzu und warf dem großen, durchtrainierten Jungen grinsend einen Blick zu. »Er hat heute seine Mathearbeit wiederbekommen.«

»Und?« Justus wandte sich an den Zweiten Detektiv.

Der verzog das Gesicht. »Frag nicht. Ich muss auf jeden Fall schwimmen gehen, um mich abzureagieren.«

Justus schüttelte den Kopf. »Das werde ich nie verstehen«, seufzte er.

»Natürlich nicht. Wenn du einen Ausgleich zur Schule brauchst, dann liest du lieber schnell die neueste Ausgabe von ›Wissenschaft aktuell‹ oder so – anstatt Sport zu treiben«, lästerte Peter. »Na ja, das sieht man dann aber auch.« Er warf einen missbilligenden Blick auf Justus' Bauchansatz.

»Was ist eigentlich aus dieser Erbschaftssache von deinem Onkel Titus geworden?«, lenkte Bob ab, da er eine der vielen

kleinen Auseinandersetzungen verhindern wollte, die seine beiden Freunde so oft ausfochten. »War die Testamentsvollstreckung nicht heute?«

Justus nickte. »Es sind ein paar interessante Dinge passiert«, sagte er geheimnisvoll.

»Seid ihr jetzt reich und zieht demnächst nach Malibu Beach?«, fragte Peter.

»Nicht ganz. Ich erzähle euch die ganze Geschichte am besten ausführlich im Schwimmbad.«

»Das heißt, du kommst mit?«, wunderte sich Peter.

Justus grinste. »Ich lasse mir ungern sagen, dass man von meiner augenscheinlichen Konstitution auf meine primären Freizeitaktivitäten schließen kann.«

»Er meint, er möchte beweisen, dass er nicht den ganzen Tag ›Wissenschaft aktuell‹ liest«, übersetzte Bob für den ratlos aussehenden Peter.

Im Schwimmbad war es nicht sehr voll, da es die meisten Leute bei diesem schönen Wetter an den Strand zog. Peter bevorzugte das Schwimmbecken, da er hier genau wusste, wie weit und wie schnell er schwamm. Das war für ihn als Sportler natürlich mindestens ebenso wichtig wie der Spaß an der Sache. Nachdem er seine 1000 Meter Tagespensum absolviert hatte, während Bob und Justus nur gemütlich planschten, legten sie sich auf ihre Badetücher. In weiser Voraussicht hatte Justus Tante Mathildas Kühltisch geplündert, bevor sie losgefahren waren. Er wusste genau, wie hungrig er immer nach dem Schwimmen war. Nun machten sich die drei über Obst, Frikadellen und Fruchtsaft her.

»Erzähl mal«, forderte Bob den Ersten Detektiv mit vollem Mund auf. »Was ist bei dieser Erbschaftsgeschichte herausgekommen?«

Justus berichtete ihnen, was Onkel Titus erlebt hatte. »Und nun stellt er sich die Frage, ob da nicht eine Verwechslung

vorliegt«, endete er.

»Er kann sich wirklich nicht erinnern, wen dieser Typ mit Beany gemeint haben könnte?«, hakte Peter nach. »Das scheint ja ein Spitzname zu sein. Vielleicht ist es jemand, den er nur unter einem anderen Namen kennt.«

»Möglich. Onkel Titus bat mich übrigens darum, dass wir der Sache nachgehen«, klärte der Erste Detektiv seine Freunde auf. »Es hat keine Eile, wir sollen ihm nur Bescheid geben, wenn uns etwas einfällt.«

»Na, mal sehen«, murmelte Bob. »Ein bisschen geheimnisvoll ist die Geschichte ja schon. Es könnte ganz spannend werden herauszufinden, was hinter dieser Erbschaft und dem Stein steckt.«

»Ich sehe schon wieder detektivischen Eifer in euren Augen blitzen«, sagte Peter. »Ich hoffe, das hat nicht zu bedeuten, dass ich in den nächsten Wochen wieder zu nichts mehr komme, keine Zeit für Kelly habe und nicht mehr schwimmen gehen darf, weil ich bei irgendwelchen Ermittlungen dabei sein muss.«

»Abwarten«, meinte Justus. »So viel verspreche ich mir auch wieder nicht von der Sache.«

Bob hatte Glück, denn am nächsten Morgen fiel seine erste Schulstunde aus. Als er am Frühstückstisch saß, dachte er an Justus und Peter, die in zwei andere Klassen gingen und sicher schon über ihren Aufgaben schwitzten. Dann korrigierte er sich in Gedanken: Peter würde schwitzen, während Justus dem Lehrer gerade irgendetwas erklärte, was er in der neuen ›Wissenschaft aktuell‹ gelesen hatte.

Bob schnappte sich die Zeitung, zu deren Lektüre er morgens so gut wie nie kam. Er hielt sich nämlich exakt an einen Zeitplan, der Zeitunglesen nicht vorsah: Um zwanzig vor acht klingelte der Wecker und dann blieben Bob exakt zwei Minuten zum Wachwerden, vier Minuten zum Waschen und Anzie-

hen, zweieinhalb Minuten zum Zähneputzen, sechseinhalb Minuten für das Frühstück, eine Minute, um seine Tasche zu packen und das Fahrrad aus der Garage zu holen, und vier Minuten, um zur Schule zu kommen. Da heute die erste Stunde ausfiel, hatte er jedoch noch Zeit, einen Blick in die Zeitung zu werfen. Sein Vater hatte einmal bei der ›Rocky Beach Today‹ gearbeitet, bevor er zur viel größeren ›Los Angeles Post‹ gegangen war, daher war es für Bob sozusagen eine familiäre Pflicht sich mit der hiesigen Presse zu beschäftigen.

Interessiert las er den Artikel über die bevorstehende Sonnenfinsternis. Ganz Kalifornien war wegen des Naturschauspiels, das nur in diesem Teil der Welt zu sehen sein würde, in heller Aufregung. Es war ein äußerst seltenes astronomisches Ereignis, das nur alle paar Jahrzehnte oder sogar Jahrhunderte in einer Region vorkam. Kalifornien rechnete mit Tausenden von Touristen aus den ganzen Vereinigten Staaten, die extra hierher reisten, um die Sonnenfinsternis mitzuerleben. In einer Woche sollte es so weit sein.

Danach schlug Bob den Lokalteil auf, überflog die Überschriften und blieb an einer Schlagzeile hängen: »Geheimnis um Prof. Dr. Bill Ford«. Schnell las Bob den Artikel, dann faltete er die Zeitung zusammen, stürzte seinen Kakao hinunter und rannte nach draußen. Er wollte Justus und Peter noch in der ersten Pause erwischen.

## Wer ist Billy?

»He, Bob, schon so früh da? Ich denke, du musst heute zur zweiten Stunde, die beginnt doch erst in vier Minuten!«, rief Peter seinem Freund belustigt zu und sah demonstrativ auf die Uhr.

»Richtig«, erwiderte Bob etwas außer Atem, als er sein Fahrrad abschloss und auf den Schulhof ging, auf dem Justus und Peter auf das Ende der Pause warteten. »Aber ich muss euch unbedingt zeigen, was ich gerade in der Zeitung entdeckt habe.« Er holte das zusammengefaltete Blatt aus seinem Rucksack und hielt den Artikel seinen Freunden unter die Nase. »Professor Doktor Bill Ford, das ist doch der Verstorbene, den dein Onkel beerbt hat, oder, Justus?«

Der Erste Detektiv nickte. »Billy Ford. Richtig, das ist er. Um was für ein Geheimnis geht es denn hier?«

»Man hat herausgefunden, dass Ford gar nicht Ford ist. Durch den ganzen Papierkram, der wegen seines Todes erledigt werden musste, tauchten Papiere auf, die beweisen, dass Billy Ford nicht der echte Name des Verstorbenen ist.«

»Soll das heißen, dass Billy Ford gar nicht tot ist?«, fragte Peter.

»Nein. Der Tote ist Billy Ford und er war auch Professor an der Universität Los Angeles. Aber es scheint, als habe er vor mehr als dreißig Jahren seine Identität geändert. Früher hieß er nämlich William Benson und lebte in Afrika. Dann zog er aus noch nicht bekannten Gründen nach Kalifornien und einige Zeit später verschwand er von der Bildfläche und tauchte als Bill Ford wieder auf. Das weiß man aber erst seit seinem Tod.«

»Weiß man, was er in Afrika gemacht hat?«, fragte Justus, während er gleichzeitig den Artikel überflog.

»Ist nicht bekannt«, antwortete Bob knapp. »Meint ihr, dass das alles mit der merkwürdigen Erbschaft und dem Stein zusammenhängt?«

»Ungewöhnlich ist das auf jeden Fall. Wir sollten uns den Stein einmal genau ansehen«, schlug Peter vor. »Und das Kästchen und den Brief. Vielleicht finden wir ja irgendwas heraus.«

»Sieh an, du hast also schon Feuer gefangen«, ärgerte Bob ihn. »Hast du nicht gestern erst deine Bedenken gegenüber neuen Ermittlungen geäußert?«

Die Schulklingel ersparte Peter eine Antwort. Die drei ??? beeilten sich in das Gebäude zu kommen. »Wir reden heute Nachmittag darüber«, sagte Justus. »Um drei in der Zentrale.«

Selbst in der relativen Dunkelheit des Wohnwagens schien der rote Stein aus sich selbst heraus zu leuchten. Es war, als wäre ein Feuer in seinem Innersten eingeschlossen.

»Wahnsinn«, staunte Peter, der zusammen mit Bob dicht über den Stein gebeugt stand. »Das Licht bricht sich in den tausend Facetten so stark, dass der Stein zu glühen scheint. Und das soll wirklich nur Glas sein?«

»Das steht zumindest in dem Brief«, erklärte Justus und wies auf das Stück Papier, das neben ihnen auf dem Schreibtisch lag. »Aber du hast Recht, wir sollten das von einem Juwelier prüfen lassen.«

»Besser nicht«, überlegte Peter. »Nachher stellt sich heraus, dass es ein Diamant ist, und wir geraten in Gewissenskonflikte, ob wir den Stein behalten sollen oder nicht.«

»Natürlich behalten wir ihn nicht«, sagte Justus bestimmt. »Schließlich haben wir von Onkel Titus den Auftrag erhalten diesen Beany zu finden.«

»War doch nur ein Scherz«, verteidigte sich Peter. »Manchmal bist du wirklich schwer von Begriff.«

»Und Onkel Titus weiß immer noch nicht, wer dieser Beany sein könnte? Hat er denn richtig nachgedacht?«, fragte Bob.

Justus zuckte die Achseln. »Er sagt ja. Aber er konnte sich ja auch kaum noch an Billy Ford erinnern. Übrigens wusste On-

kel Titus auch nichts von dessen früherer Identität.«

»Wie das wohl alles zusammenhängt?«, überlegte Peter.

»Oder ob überhaupt. Wo sollen wir ansetzen?«

»Ich finde, wir sollten unseren eigentlichen Auftrag nicht vergessen«, meinte Bob. »Schließlich wollen wir nicht das Geheimnis um diesen Billy Ford alias William Benson klären, sondern den rechtmäßigen Besitzer des Steins ausfindig machen. Wenn Onkel Titus keinen Beany kennt, müssen wir eben herausfinden, wer das ist.«

»Und zwar über die anderen Erben«, schlug Justus vor. »Onkel Titus sprach von zwei weiteren Leuten, die ebenfalls eine Kiste bekommen haben. Vielleicht finden wir über die heraus, wer Beany ist.«

»Oder möglicherweise befindet sich Beany unter ihnen«, überlegte Peter. »Es könnte eine Art Scherz sein, bei dem die Erben die Erbstücke untereinander austauschen müssen.«

Bob legte zweifelnd die Stirn in Falten. »Was ist das denn für eine Idee«, sagte er. »Wo sollte da der Sinn sein?«

»Was weiß ich. War ja bloß ein Gedanke. Aber auch wenn es ganz anders ist, haben wir ein Problem: Wie sollen wir an die Erben herankommen? Weiß Onkel Titus noch ihre Namen?«

Justus schüttelte den Kopf. »Leider nicht, ich habe ihn schon gefragt. Wir müssen irgendwie versuchen, sie ausfindig zu machen.«

»Ob sie wohl aus Rocky Beach kommen?«, fragte sich Bob.

»Keine Ahnung. Aber wir könnten auch ganz einfach über den Notar versuchen die beiden zu finden. Er muss ihre Namen ja wissen«, meinte Justus.

»Darf ein Notar uns denn solche Informationen geben? Fällt das nicht alles unter Datenschutz?«, fragte Peter.

»Das werden wir herausfinden. Ich schlage vor, wir fahren gleich hin und auf dem Weg suchen wir den Juwelier auf und legen ihm den Stein vor. Ich möchte doch zu gerne wissen, was er dazu sagt.«

»Hast du denn deinen Onkel gefragt, ob wir den Stein einfach so mitnehmen dürfen?«, wollte Peter wissen.

Justus lachte. »Sein Interesse daran ist nicht besonders groß. Schließlich kann er das Ding in seinem Gebrauchtwaren-Center nicht verkaufen und alles, was Onkel Titus nicht verkaufen kann, lässt ihn ziemlich kalt.«

Sie verließen den Wohnwagen, stiegen auf ihre Fahrräder und radelten in das Zentrum von Rocky Beach, der kleinen Stadt nördlich von Los Angeles. Dort suchten sie den einzigen Juwelier des Ortes auf. Als sie den Laden betraten, ertönte eine Messingklingel und ein kleiner, schwächlicher Mann mit Nickelbrille und einer zerfurchten Stirn sah auf und blickte ihnen misstrauisch entgegen. Ein Juwelier wie aus dem Bilderbuch, dachte Peter.

»Guten Tag«, sagte Justus und setzte sein freundlichstes Lächeln auf, um die Zweifel des Mannes möglichst schnell wegzuwischen. »Wir möchten Sie gerne etwas fragen. Wir haben hier einen Stein und mein Onkel sagt, er sei aus Glas, doch wir fragen uns, ob das wirklich stimmt.«

Der Juwelier sagte kein Wort, sondern streckte fordernd die Hand aus. Justus sah ihn verdutzt an, dann überreichte er ihm das kleine Holzkästchen. Der Mann öffnete es mit seinen knöchigen Fingern und zog überrascht die Augenbrauen hoch, bevor er sie wieder misstrauisch senkte. Er klemmte eine kleine Lupe an eines seiner Brillengläser und nahm den Stein aus dem Kästchen, um ihn eingehend von allen Seiten zu betrachten. »Erstaunliche Arbeit«, sagte er.

»Was ist es?«, fragte Peter neugierig und erntete dafür einen vorwurfsvollen Blick vom Juwelier. Dann wandte der sich wieder dem Stein zu, als hätte er nicht die Absicht die Frage zu beantworten. Doch schließlich sagte er: »Es ist gefärbtes Bleikristall. Also Glas im weitesten Sinne.«

»Bleikristall besteht aus normalem Kristallglas und zweiundzwanzig Prozent Blei«, begann Justus. »Es ist weicher als

normales Glas, doch dafür kann man es auch besser schleifen und es glänzt viel stärker.«

Der Juwelier sah in forschend an. »Bemerkenswert«, gestand er ihm zu. »Noch bemerkenswerter ist allerdings die Verarbeitung des Stückes. Es ist Handarbeit. Das Glas wurde mundgeblasen, daher der kleine Lufteinschluss in der Mitte. Und geschliffen wurde der Stein überaus kunstvoll mit der Hand, nicht mit der Maschine. Es handelt sich also keinesfalls um billigen Kitsch aus dem Kaufhaus.«

»Dann ist der Stein wertvoll?«, fragte Bob.

»Wertvoll? Das ist ein relativer Begriff. Er ist sicherlich wertvoller als Kaufhauskitsch, aber er ist kein Vermögen wert. Wollt ihr ihn verkaufen? Ich würde euch ... sagen wir, fünfzig Dollar dafür geben.«

»Nein, danke, wir wollen ihn nicht verkaufen«, lehnte Justus ab. »Können Sie uns noch mehr über den Stein sagen?«

»Nun, er scheint schon etwas älter zu sein. Die Ecken der Facetten sind teilweise schon etwas abgesplittert, außerdem kann man deutlich Unregelmäßigkeiten im Schliff erkennen. Das deutet daraufhin, dass der Stein nicht mit modernem Werkzeug bearbeitet wurde, sondern mit recht altmodischen Geräten.«

»Wie alt würden Sie ihn schätzen?«, hakte Justus nach.

Der Mann schürzte die Lippen. »Schwer zu sagen. Vielleicht hundert Jahre? Er kann aber auch älter oder jünger sein.«

»Vielen Dank, Sir.« Justus streckte die Hand fordernd aus, so wie es der Juwelier zuvor getan hatte. Fast widerstrebend gab der Mann ihm den Stein zurück und Justus legte ihn wieder in das Kästchen. »Sie haben uns sehr geholfen.« Unter erneutem Klingeln der Messingglocke verließen sie den Laden.

»Bleikristall«, sagte Peter, als sie auf der Straße standen. »Also kein Diamant. Schade.«

»Uninteressant ist dennoch nicht, was der Juwelier uns erzählt hat«, fand Justus. »Er schien von der handwerklichen

Leistung recht beeindruckt zu sein.«

»Schön, aber was nützt uns das?«

»Gar nichts«, gab der Erste Detektiv zu. »Und deshalb werden wir jetzt auch zum Notar fahren, um ihn nach den anderen beiden Erben zu fragen. Aber immerhin wissen wir jetzt, worum genau es sich hierbei handelt.«

Auch beim Notar wurden sie enttäuscht, da sein Büro an diesem Nachmittag bereits geschlossen hatte. Dann mussten sie es eben am nächsten Tag noch einmal versuchen. Auf dem Weg zurück verabschiedete Bob sich bereits an der Straße von ihnen. »Ich bin noch mit Elizabeth verabredet. Wir sehen uns ja morgen in der Schule. Bis dann!«

Peter fuhr ebenfalls nach Hause und so radelte Justus alleine zurück in die Zentrale. Dort setzte er sich an den Schreibtisch, um noch ein wenig am Computer zu arbeiten, doch immer wieder lenkte ihn das kleine Holzkästchen ab, das neben der Tastatur stand. Schließlich gab er der Versuchung nach und öffnete es, um sich den Stein zum wiederholten Male anzusehen. Er war wirklich schön. Justus überlegte, dass es wahrscheinlich der außergewöhnliche Schliff war, der ihm ein solches Strahlen verlieh. Was hatte Peter doch gesagt? Es sah aus, als würde der Stein glühen. Oder brennen. Ohne genau zu wissen warum, war er von dem Stück Glas fasziniert.

Am nächsten Morgen trafen sich die drei ??? in der ersten großen Pause auf dem Schulhof. Bob und Justus standen bereits zusammen, als Peter aufgeregt auf sie zukam. »Ihr werdet es nicht glauben!«, rief er schon von weitem.

»Was glauben wir nicht?«, wollte Bob wissen.

»Also, ihr werdet nicht glauben, was ich gerade von Chris gehört habe.«

»Chris?«

»Chris Moore, aus meiner Klasse. Sein Vater arbeitet doch bei der Polizei, er ist ein Kollege von Inspektor Cotta. Und der

– also Mr. Moore, nicht Inspektor Cotta – hatte in der letzten Nacht Streifendienst, was hier in Rocky Beach in der Regel ja eher langweilig ist. Letzte Nacht gab es jedoch einen Einbruch.« Peter sah die beiden erwartungsvoll an.

»Na und?«, fragte Justus verständnislos. »Was ist daran so außergewöhnlich? Das kommt in Rocky Beach nicht gerade jede Nacht vor, aber doch bestimmt öfter mal, oder?«

Der Zweite Detektiv grinste triumphierend. »Ich habe euch ja noch nicht erzählt, wo eingebrochen worden ist.«

»Und wo ist eingebrochen worden?«, fragte Bob ungeduldig. »Du machst es uns manchmal wirklich schwer, Peter.«

Peter übergang den Seitenhieb. »Im Haus von Mr. Billy Ford, beziehungsweise William Benson, dem verstorbenen Professor.«

Justus' Gesicht hellte sich auf. »Aha«, sagte er. »Das ändert natürlich einiges. Hat man den Einbrecher gefasst?«

»Leider nicht.«

»Und ist etwas gestohlen worden?«, wollte Bob wissen.

»Das ist noch nicht raus. Billy Ford lebte allein und so kann niemand genau sagen, ob etwas fehlt. Auf jeden Fall wurde das ganze Haus durchwühlt.«

»Hm.« Justus zupfte an seiner Unterlippe. »Das Haus gehört nach der Testamentsvollstreckung der Stadt, die aber bisher wohl noch nicht dazu gekommen ist es auszuräumen. Ist ja auch erst zwei Tage her. Da Billy Fords Tod jedoch kein Geheimnis ist, ist es möglich, dass einfach ein ganz gewöhnlicher Dieb ein paar Wertgegenstände abstauben wollte, solange das Haus noch leer steht.«

»Richtig. Aber das Haus ist immerhin durchwühlt worden«, warf Bob ein. »Das könnte daraufhindeuten, dass der oder die Täter etwas Bestimmtes gesucht haben.«

Die drei ??? sahen sich an und schwiegen. Alle dachten dasselbe, doch keiner traute sich seine Vermutung auszusprechen. Schließlich gab es überhaupt keine Beweise.

## Gestohlene Informationen

»Was passiert eigentlich in solchen Fällen?«, wollte Bob am Nachmittag wissen, als sie sich erneut auf den Weg zum Notar machten. »Ich meine, wenn ein bereits Toter bestohlen wird. Rein rechtlich gehört das Haus samt Inhalt ja seit zwei Tagen der Stadt. Aber wird der Stadt jetzt der Schaden ersetzt? Und von wem? Kann eine Stadt versichert sein?«

»Pfff.« Peter zuckte mit den Schultern. »Du stellst Fragen. Hast du keine anderen Sorgen?«

»Interessiert mich halt«, verteidigte sich Bob.

»Frag einen Juristen«, gab Peter knapp zurück.

»Dazu haben wir ja gleich Gelegenheit«, mischte Justus sich ein und bog in die Straße, in der das Haus des Notars lag. Es war eine ruhige Wohngegend, in der hauptsächlich Einfamilienhäuser mit großen Gärten standen. Er hielt am Bürgersteig an und die drei ??? schlossen ihre Fahrräder zusammen an einen Laternenpfahl. »Dr. Steven Robinshaw, Notar« stand auf einem Schild an der Auffahrt eines Hauses. »Hier sind wir richtig«, bemerkte Justus und sie gingen langsam auf das Haus zu.

»He!«, rief Peter plötzlich und wies mit dem Finger nach vorn.

An der rechten Seite des Hauses, halb hinter einer Hecke verborgen, kletterte gerade eine Gestalt aus einem Fenster im Erdgeschoss. Sie trug eine dunkle Maske. »He!« Peter lief auf die Person zu. Sie bemerkte ihn und rannte davon, hinter das Haus. Ohne zu überlegen, rannte Peter hinterher. Er sprang über die Hecke, hatte jedoch ihre Höhe unterschätzt und blieb mit dem Fuß in den obersten Ästen hängen. Gerade noch rechtzeitig konnte er seinen Sturz abfangen, doch es dauerte einen Moment, bis er wieder sicheren Halt fand. Den Flüchtenden konnte er bereits nicht mehr sehen. Er lief um das Haus herum in den großen Garten und entdeckte dort gerade noch die Gestalt, die über einen Maschendrahtzaun auf das benachbarte

Grundstück kletterte. Peter lief hinterher und sprang am Zaun hoch, krallte seine Finger in die Maschen und zog sich nach oben, bis es ihm gelang ein Bein auf die andere Seite zu schwingen. Dann rollte er sich über den Zaun hinweg auf die andere Seite und ließ sich fallen. Er spürte ein Zerren an der Schulter, dann hörte er ein lautes Ratschen, schenkte dem jedoch keine Beachtung, sondern lief weiter hinter dem Flüchtenden her. Er war nun im Garten des Nachbarhauses, durchquerte ihn suchend und umrundete die Hausecke. Ein schwarzer Schatten sprang auf ihn zu. Peter wich erschrocken zurück. Wenige Zentimeter vor seiner Brust verharrte der Schatten abrupt in der Luft. Ein riesiger Hund mit beängstigend scharfen Zähnen bellte ihn an. Immer wieder zerrte er an der Kette, mit der er an seine Hütte gebunden war, so dass das Metall klirrte. Peter stellte sich vor, was geschehen würde, wenn die Kette nachgab, machte schnell ein paar Schritte zurück – und prallte gegen ein Hindernis. Er wirbelte herum und sah in das gerötete Gesicht eines dicken, alten und vor allem wütenden Mannes.

»Was hast du auf meinem Grundstück zu suchen?«, brüllte der ihn an.

»Ich ...«, begann Peter, »Sir, ich habe einen Einbrecher verfolgt, der in Ihren Garten ...«

»In mein Haus ist niemand eingebrochen!«, brüllte der Mann weiter und die ordentlich über seine Halbglatze gekämmten Haare gerieten außer Kontrolle und fielen seitlich vom Kopf herunter.

»Ich meine ja auch nicht Ihr Haus, sondern ...«, versuchte Peter erneut seine Anwesenheit zu erklären.

»Das interessiert mich nicht!«, schrie, der Mann in ungehemmter Lautstärke weiter.

»Aber Sie haben doch ...«

»Verschwinde!«, fuhr er fort und sein Gesicht wurde so dunkelrot, dass Peter ernsthaft um die Gesundheit des Mannes fürchtete. »Oder soll ich erst den Hund auf dich hetzen!«

»Schon gut.« Peter drehte sich um und wollte gehen, doch der immer noch laut bellende Hund veranlasste ihn dazu, in der anderen Richtung das Weite zu suchen. Er lief an dem Mann vorbei, umrundete das Haus und trat auf die Straße. Dort atmete er erst mal tief durch, dann sah er in beide Richtungen die Straße hinunter, aber die Gestalt war verschwunden.

Niedergeschlagen ging er zurück zum Haus von Dr. Robinshaw, wo Bob und Justus noch immer warteten. Sein Achselzucken war Antwort genug für die beiden.

»Du hast ihn also nicht erwischt«, erriet Justus. »Schade.«

»Ihr hättet mir ja auch helfen können«, erwiderte Peter gereizt.

»Wir wären sowieso langsamer gewesen als du«, verteidigte sich Bob.

»Herzlichen Dank. So musste ich mich alleine mit dem aufgebrauchten Nachbarn und seinem Hund auseinandersetzen.«

»Hübsches T-Shirt.« Justus wies auf Peters Schulter, wo im Stoff ein langer Riss klaffte.

Peter stöhnte. »Oh, nein, das ist eines meiner Lieblings-T-Shirts!«, rief er. »Blöder Zaun!«

Der Erste Detektiv winkte ab. »Vergiss dein T-Shirt! Kümmer dich mal besser um Mr. Robinshaw.« Er ging zur Haustür und klingelte, doch dann bemerkte er, dass die Tür nur angelehnt war. Er öffnete die Tür einen Spalt und rief: »Mr. Robinshaw?« Nichts rührte sich. Justus warf seinen Freunden einen fragenden Blick zu, dann stieß er die Tür ganz auf und betrat langsam das Haus. Die anderen folgten ihm. Sie befanden sich in einem kleinen Flur, von dem mehrere Türen abzweigten. Alle waren geschlossen. Wieder rief Justus den Namen des Eigentümers, doch noch immer kam keine Reaktion. Er blickte sich um. »Wo ist der Raum, aus dessen Fenster der Mann geklettert ist?«, fragte er.

Bob, der einen guten Orientierungssinn hatte, besah sich eine Weile die verschiedenen Möglichkeiten und wies dann auf die

zweite Tür auf der rechten Seite.

Justus ging darauf zu und klopfte an. »Mr. Robinshaw?« Als sich wieder nichts rührte, öffnete er langsam die Tür. Dahinter befand sich ein großer Raum, offenbar das Büro: Berge von Akten stapelten sich in Regalen an den Wänden und ein riesiger Schreibtisch beherrschte das Zimmer. Der Erste Detektiv trat ein. Plötzlich nahm er eine Bewegung aus den Augenwinkeln wahr und drehte sich blitzschnell um. Hinter der Tür stand ein Mann, der einen großen Knüppel schlagbereit über den Kopf gehoben hatte. Als er Justus sah, ließ er ihn erstaunt wieder sinken.

»Aber du bist ja gar nicht ...«, begann er, dann bemerkte er Bob und Peter. »Aber ihr seid ja gar nicht der Einbrecher.«

»Nein, Sir«, sagte Justus und obwohl er noch sehr erschrocken war, fuhr er relativ gefasst fort: »Ich bin Justus Jonas und das sind meine beiden Freunde Peter Shaw und Bob Andrews. Aber wir haben den Einbrecher gesehen. Peter hat ihn sogar verfolgt, aber leider nicht erwischt.«

Der Mann legte den Knüppel beiseite und reichte ihnen die Hand. »Ich bin Steven Robinshaw.« Er lächelte verlegen. »Diese... Begrüßung tut mir wirklich Leid, aber ich dachte, der Kerl würde noch einmal zurückkommen.«

»Was ist denn genau passiert?«, wollte Peter wissen. »Ich sah nur diese dunkel gekleidete Gestalt aus dem Fenster klettern.«

»Ich... Ach, bitte, setzt euch doch!« Mr. Robinshaw bot ihnen drei Stühle an, die vor dem Schreibtisch standen. »Ich war gerade im oberen Stockwerk, als ich ein merkwürdiges Geräusch hörte. Ich ging nach unten und sah jemanden im Büro in meinen Akten herumwühlen.« Er wies auf einen Aktenschrank, dessen Schubladen zum Teil noch herausgezogen waren. Einige Mappen lagen auf dem Boden. »Als ich zu ihm lief, schlug er mich mit dem Briefbeschwerer nieder und ich war für ein paar Sekunden bewusstlos. Die Beule tut immer noch ganz schön weh.« Er rieb sich den Kopf. »Irgendwann kam ich

wieder zu mir, aber der Mann war verschwunden. Ich hörte jemanden draußen im Flur und versteckte mich hinter der Tür, aber das wart ja nur ihr.«

»Sie sollten die Polizei rufen, Mr. Robinshaw«, riet Justus.

»Ja, ja, du hast recht, Junge.« Der Notar griff nach dem Telefon und wählte die Nummer der Polizei. In knappen Worten schilderte er den Vorfall, dann legte er wieder auf. »Die Polizei wird gleich hier sein.«

»Haben Sie das Gesicht des Einbrechers erkennen können?«, wollte Bob wissen, doch Mr. Robinshaw schüttelte den Kopf.

»Nein, er trug eine Maske, einen Strumpf oder so.« Dann fragte er unvermittelt: »Was führt euch eigentlich hierher?«

»Eine Frage«, antwortete Justus. »Mein Onkel war vor zwei Tagen bei Ihnen. Er war einer der Erben von Mr. Ford.«

»Richtig, dein Name kam mir gleich schon so bekannt vor. Jonas ... Dein Onkel hatte auch einen ungewöhnlichen Vornamen.«

Justus nickte. »Titus.«

»Ja, richtig, Titus Jonas. Worum geht es denn?«

»Bei der Erbschaft scheint es eine Art Verwechslung gegeben zu haben. Mein Onkel muss sich nun mit den anderen beiden Erben in Verbindung setzen, um die Sache zu klären. Er weiß aber ihre Namen nicht. Wir sind hier, um Sie zu fragen, ob Sie uns ihre Namen geben könnten.«

Doch Mr. Robinshaw schüttelte den Kopf. »Tut mir Leid, das geht nicht so ohne weiteres. Außerdem müsste ich dann schon mit deinem Onkel persönlich sprechen.«

Justus runzelte die Stirn und wechselte abrupt das Thema: »Wissen sie eigentlich schon, was der Einbrecher gestohlen hat?«

Der Notar schüttelte den Kopf. »So weit bin ich noch nicht gekommen. Und ich bitte euch gleich wieder zu gehen, denn wenn die Polizei kommt, werde ich erst mal beschäftigt sein.«

»Ich habe da einen Verdacht«, sagte Justus. »Könnten Sie

einmal nachsehen, ob die Akten über Mr. Bill Ford noch da sind?«

Mr. Robinshaw hob erstaunt die Augenbrauen. »Warum?

Meinst du, dem Einbrecher ging es darum? Hat das etwas mit der Sache zu tun, die ich in der Zeitung gelesen habe, mit dieser doppelten Identität von Mr. Ford?«

Justus zuckte die Schultern. »Könnte doch sein«, antwortete er beiläufig. Es war besser Mr. Robinshaw nicht in allen Einzelheiten zu erzählen, was er vermutete.

Der Mann stand auf und ging zum Aktenschrank hinüber. Er blätterte eine Weile in den Papieren herum, dann besah er sich kurz die, die am Boden lagen. »Die Polizei sagte, ich solle alles so liegen lassen, wie es ist«, erklärte er dabei. »Du hast Recht, die Akte über Mr. Fords Erbschaft fehlt tatsächlich!

Wie ...« Er wurde von der Türklingel unterbrochen. »Das wird die Polizei sein. Moment.« Er verließ den Raum.

»Justus«, begann Bob. »Woher wusstest du, dass ausgerechnet diese Akte fehlt?«

»Kombinationsgabe«, erwiderte Justus knapp. »Ich erkläre es euch später.«

Kurz darauf kam der Notar zurück in sein Büro. »So, Jungs, tut mir Leid, aber ihr müsst jetzt wirklich gehen.«

Ein Polizist mit schwarzen Haaren folgte ihm und sah die drei ??? überrascht an. »Justus Jonas und seine Kollegen«, sagte er erstaunt. »Hoffentlich ist das bloß ein Zufall.«

»Guten Tag, Inspektor Cotta«, begrüßte Justus den Mann erfreut. »Ich weiß noch nicht, ob es Zufall ist, dass wir hier sind.« Cotta war ihr Ansprechpartner bei der Polizei von Rocky Beach. Er hatte den drei Detektiven schon oft helfen können, doch er hatte mindestens ebenso oft auch ihre Hilfe in Anspruch genommen. Im Laufe der Zeit war ein fast freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen entstanden.

»Wie kommt es nur, dass ihr bei zwei von drei Einsätzen, die ich habe, schon vor mir am Tatort seid?«

»Machen Sie sich nichts draus«, sagte Peter grinsend. »Wenn Sie weiter an sich arbeiten, werden Sie vielleicht eines Tages auf einen von drei Einsätzen kommen.«

»Unverschämter Bengel«, erwiderte Cotta, doch auch er lächelte.

»Sie kennen die drei Jungen, Inspektor?«, fragte Mr. Robinshaw.

»Das kann man wohl sagen. Und wenn sie irgendetwas von Ihnen wissen wollen, können Sie ihnen ohne Bedenken Informationen geben.«

Bob nutzte die Gunst der Stunde. »Können Sie sich vielleicht noch an die Namen der anderen beiden Erben erinnern?«, fragte er den Notar.

Robinshaw schüttelte den Kopf. »Ich habe täglich mit so vielen Menschen zu tun. Ohne meine Unterlagen kann ich leider gar nichts sagen, tut mir Leid. An Mr. Titus Jonas erinnere ich mich auch nur wegen seines ungewöhnlichen Namens.«

»Falls Sie sich doch noch erinnern sollten, würden Sie uns dann bitte anrufen?«, fragte Justus. Er holte eine ihrer Visitenkarten aus seiner Hosentasche und reichte sie dem Notar.

Darauf stand:

Die drei Detektive	
???	
Wir übernehmen jeden Fall	
Erster Detektiv	Justus Jonas
Zweiter Detektiv	Peter Shaw
Recherchen und Archiv	Bob Andrews

»Detektive?«, fragte Mr. Robinshaw überrascht, als er sich die Karte angesehen hatte.

»Ich erkläre es Ihnen gleich«, mischte Cotta sich ein. »Und ihr drei verschwindet jetzt, ich habe zu arbeiten. Auf Wieder-

sehen. Aber hoffentlich nicht so bald.«

Die drei ??? verabschiedeten sich von dem Notar und dem Inspektor und verließen das Haus.

## Ein alter Trick

»Jetzt haben wir schon zwei Einbrüche«, stellte Justus fest, als alle drei wieder in der Zentrale saßen. »Und ein Verdacht beginnt sich zu erhärten.«

»Du meinst ...« Peter führte den Satz nicht zu Ende, sondern sah nur zu dem Holzkästchen hinüber, das noch immer auf dem Schreibtisch stand.

»Daran habe ich auch schon gedacht«, gestand Bob. »Schon gestern, als wir von dem Einbruch in Fords Haus erfuhren. Aber ich habe euch besser nichts gesagt.«

»Ich sage ja nicht, dass es so ist. Es ist nur ein Verdacht«, meinte Justus. »Aber es könnte immerhin sein, dass der Einbrecher es auf etwas Bestimmtes abgesehen hat. Nämlich auf eines der Kästchen, die Billy Ford vererbt hat. Oder sogar auf alle drei. Da der Einbrecher den gesuchten Gegenstand nicht in Fords Haus gefunden hat, brach er bei Mr. Robinshaw ein, um die Adressen der drei Erben herauszufinden. Er wusste wohl von vornherein, dass es keinen Sinn hat den Notar einfach zu fragen. Also versuchte er sich die Unterlagen gewaltsam zu holen. Na ja, was heißt versuchte. Er hat es ja auch geschafft.«

»Wenn wir doch nur wüssten, was in den anderen beiden Kästen war«, überlegte Peter. »Aber das werden wir so schnell wohl nicht in Erfahrung bringen. Es sei denn, der Notar erinnert sich doch noch an die Namen der anderen Erben.«

»Darauf können wir uns aber nicht verlassen«, meinte Justus. »Wir müssen uns einen anderen Weg ausdenken sie ausfindig zu machen.«

»Verstehe ich das eigentlich gerade richtig?«, fragte Bob. »Haben wir einen neuen Fall? Wir wollten doch eigentlich nur diesen Beany suchen.«

»Das wollen wir auch weiterhin«, antwortete Justus. »Aber ganz nebenbei haben wir es noch mit zwei Einbrüchen zu tun. Und nicht zu vergessen mit einem merkwürdigen Stein, der ein

Geheimnis birgt. Ich finde, das klingt sehr vielversprechend.«

»Ich finde, das klingt nach Arbeit«, widersprach Bob. »Was meinst du dazu, Peter?«

»Ich finde ... es klingt viel versprechend«, antwortete Peter grinsend. »Wir können uns von mir aus ruhig etwas mit der Sache beschäftigen.«

»Na schön. Aber bis nächsten Mittwoch müssen wir den Fall gelöst haben, dann ist nämlich die Sonnenfinsternis und die möchte ich genießen. So was erlebt man schließlich nicht alle Tage.«

»Statistisch gesehen erleben das die meisten Menschen sowieso nur höchstens einmal in ihrem Leben. Oder gar nicht«, belehrte Justus sie. »Daher bin ich auch dafür, dass wir den Fall bis Mittwoch lösen. Das heißt, dass wir keine Zeit zu verschwenden haben.«

»Wie gehen wir vor?«, wollte Peter wissen. »Wie können wir die Erben ausfindig machen? Mr. Ford hatte ja keine Verwandten, die wir fragen könnten. Wir könnten seine Kollegen von der Universität aufsuchen, vielleicht wissen die, mit wem er befreundet war.«

»Wäre eine Möglichkeit«, sagte Bob. »Ich hatte allerdings gerade an etwas anderes gedacht. An einen alten Trick.«

»Was für ein Trick?«

»Etwas, das wir schon lange nicht mehr gemacht haben, obwohl wir damit immer sehr erfolgreich waren.« Er kostete den Moment aus, in dem die anderen beiden ihn erwartungsvoll ansahen, dann sagte Bob: »Die Telefonlawine.«

Im ersten Moment lachte Peter. Die Telefonlawine war vor langer Zeit Justus' Idee gewesen. Sie funktionierte so, dass alle drei eine Handvoll Freunde anriefen und ihnen erzählten, was sie wissen wollten. Diese Freunde riefen dann ihre Freunde und Bekannten an und diese riefen wieder andere Leute an, so dass sich die Nachricht oder Frage sehr schnell über die ganze Stadt ausbreitete. Die Male, die sie diese Methode angewendet hat-

ten, waren sehr erfolgreich verlaufen. Sie konnten mit Tausenden von Leuten in Kontakt treten, die ihre Augen und Ohren für sie offen hielten. Und nachdem Peter eine Weile darüber nachgedacht hatte, hörte er auf zu lachen. »Gar keine so schlechte Idee«, gestand er. »Wir können fragen, ob jemand die Erben von Billy Ford kennt. Wenn genügend Leute mitmachen, müsste es eigentlich klappen.«

Justus nickte. »Rocky Beach ist ja nicht besonders groß. Wenn diese beiden Personen hier aus der Stadt oder wenigstens aus der Gegend kommen, müsste es hinlauen. Gute Idee, Bob. Die alten Tricks sind doch immer die Besten. Also gut, lassen wir die Telefonlawine rollen. Wer fängt an?«

Nun überkamen Peter doch Zweifel. »Ich weiß nicht«, sagte er. »Irgendwie ist es ja doch peinlich. Was werden die Leute denken, wenn wir sie mit dem Plan vertraut machen und bitten, dass sie ein paar Freunde anrufen?«

»Sie werden denken, dass dieser Peter Shaw eine Meise hat«, erwiderte Bob grinsend. »Aber kann dir das nicht egal sein, solange es uns zum Ziel führt?«

Der Zweite Detektiv verzog das Gesicht. »Ich weiß nicht«, wiederholte er. »Immerhin habe ich einen Ruf zu verlieren.«

»Das wäre mir neu«, gab Bob zurück. »Also los, ruf schon an. Deine Freunde werden schon nichts Schlimmes denken und was die anderen Leute von dir halten, ist doch egal. Es sollte dir zumindest egal sein.«

Peter seufzte. »Na schön. Wie du meinst.« Er griff nach dem Telefonhörer und wählte die erste Nummer.

Es dauerte lange, bis alle drei ihre Anrufe getätigt und den Leuten erklärt hatten, worum es ging. Als sie fertig waren, war es bereits früher Abend.

»Ich schalte den Anrufbeantworter ein«, sagte Justus. »Obwohl ich nicht vor morgen mit den ersten Rückrufen rechne.«

»Wenn es überhaupt welche gibt«, gab Bob zu bedenken.

»Wir sollten uns nicht zu früh freuen.«

»Hast Recht.« Der Erste Detektiv sah auf die Uhr. »Herrje!«, rief er. »In einer Dreiviertelstunde bin ich mit Lys im Kino verabredet. Tut mir Leid, aber ich muss euch jetzt rausschmeißen.« Er stand vom Schreibtischstuhl auf.

»Keine Panik«, versuchte Peter seinen Freund zu beruhigen. »Du hast doch noch Zeit!«

»Ich muss noch duschen«, widersprach Justus. »Also los, raus mit euch. Wir sehen uns ja morgen in der Schule.« Er drängelte die beiden nach draußen, verabschiedete sich und lief dann hinüber zum Jonas'schen Wohnhaus.

Bob und Peter stiegen auf ihre Fahrräder und fuhren nach Hause. Sie hatten ungefähr den gleichen Heimweg. Obwohl die Sonne sich schon dem Horizont näherte, war es noch sehr warm draußen. »Seit Justus Lys kennt, ist er ganz schön von der Rolle, findest du nicht auch?«, fragte Peter, während sie die Straße entlangfuhren. »Früher hätte er noch stundenlang über den Fall diskutieren wollen und jetzt wirft er uns einfach raus.«

Bob zuckte nur mit den Schultern. »Das passt mir ganz gut, ich bin nämlich auch noch mit Elizabeth verabredet.«

»Und ich mit Kelly«, gestand Peter. »Aber trotzdem. Früher war es irgendwie anders.«

»Besser?«, fragte Bob.

»Keine Ahnung. Eben anders. Die Mädchen haben uns ganz schön verändert. Besonders Just.«

Justus dachte tatsächlich während des ganzen Abends nicht mehr an den Fall, sondern genoss seinen Abend mit Lys.

Nach dem Kino tranken sie in einem Straßencafé noch eine Cola zusammen und sprachen über den Film. Da Lys einmal Schauspielerin gewesen war, kannte sie sich mit Filmen aus und kritisierte oft Dinge wie den Schnitt oder die Kameraführung, Dinge, die Justus alleine nie aufgefallen wären. An diesem Abend ging Justus sehr zufrieden zu Bett.

Mitten in der Nacht wachte er plötzlich auf. Seine Bettdecke

hatte sich um seine Beine gewickelt und das Kissen war völlig zusammengeknüllt. Er musste wohl wieder einen seiner beunruhigenden Träume gehabt haben. Die Erinnerung daran verblasste jedoch so schnell, dass er im Kopf schon nicht mehr hatte als ein paar vage Bilder und bruchstückhafte Szenen.

Justus ordnete die Decke und Kissen neu, kuschelte sich ein und wäre fast schon wieder eingeschlafen, als er ein Geräusch hörte. Sein Zimmer war im ersten Stock und das Geräusch kam von unten. Tante Mathilda, die heimlich den Kühlschrank plünderte? Doch Justus hatte fast sein ganzes Leben in diesem Haus verbracht und kannte daher die Geräusche jeder Tür und jedes sich bewegenden Bewohners ganz genau.

Daher hörte er schnell heraus, dass jemand im Wohnzimmer herumlief. Die Schritte klangen weder nach Onkel Titus noch nach Tante Mathilda. Schlagartig war er hellwach. Er setzte sich auf, horchte noch einmal angestrengt, dann kletterte er aus dem Bett und öffnete leise die Tür zum Flur. Es gab keinen Zweifel, ein Fremder war im Haus. Vorsichtig schlich er zur Treppe und streckte den Kopf vor, doch niemand war zu sehen. Dann bemerkte er den tanzenden Schein einer Taschenlampe, der durch einen Türspalt in den unteren Flur fiel.

Der Erste Detektiv überlegte fieberhaft. Sollte er die Polizei rufen? Das Telefon stand unten und der Fremde würde es sofort merken, wenn er auch nur den Hörer abnahm. Außerdem: Wenn er sich nun doch irrte? Vielleicht war es ja doch Onkel Titus, der ... Justus schloss die Augen und konzentrierte sich ganz auf sein Gehör, aber nun war es still. Als er die Augen wieder öffnete, war auch das Licht der Taschenlampe verschwunden. Er wartete noch eine Weile, dann ging er so leise wie möglich die Treppe hinunter. Die dritte Stufe übersprang er, denn er wusste, dass sie knarrte. Am Treppenabsatz lauschte er noch einmal, aber es blieb still.

Er ging am Telefontischchen vorbei. Dort lag Tante Mathildas Brieföffner und Justus nahm ihn fest in die Hand. Was er

damit im Notfall anfangen wollte, wusste er nicht genau. Aber er fühlte sich sicherer, wenn er sich an einem Gegenstand festhalten konnte, der wenigstens entfernt an eine Waffe erinnerte. Er ging auf die Wohnzimmertür zu, die nur angelehnt war. Noch immer vernahm er keinen Laut. Jetzt hilft nur noch die Überrumpelungstaktik, dachte er. Der Lichtschalter befand sich im Wohnzimmer direkt neben dem Türrahmen. Justus streckte vorsichtig seine Hand durch die Tür und betätigte ihn. Im gleichen Moment stieß er mit voller Wucht die Tür auf.

Im ersten Moment blendete ihn das Licht so stark, dass er nichts sah. Dann prallte die Tür gegen ein Hindernis und flog wieder zu. Justus konnte sie gerade noch mit dem Fuß daran hindern ins Schloss zu fallen. Er sprang in den Raum und wirbelte einmal herum.

Das Wohnzimmer war nicht sehr groß und so erkannte er mit einem Blick, dass niemand hier war. Dann erst bemerkte er den kühlen Luftzug. Das Fenster stand offen. Doch nicht nur das, sondern auch die Türen sämtlicher Schränke. Und alle Schubladen waren aufgezo-

## Endlich eine Spur

»Und du hast nicht die Polizei geholt?«, fragte Peter erstaunt.  
»Warum nicht? Das war immerhin ein handfester Einbruch!«

Sie standen auf dem Schulhof und Justus berichtete seinen Freunden gerade von seinem nächtlichen Erlebnis.

»Weil das jetzt unser Fall ist. Wenn ich die Polizei gerufen hätte, hätte sie sich unnötigerweise eingemischt. Ganz abgesehen davon wurde nichts gestohlen, soweit ich das feststellen konnte. Der Einbrecher war sogar so freundlich und hat nichts kaputtgemacht, also ist heute Morgen nicht einmal Tante Mathilda etwas aufgefallen. Und dreimal dürft ihr raten, warum nichts gestohlen wurde.« Er wartete eine Antwort gar nicht erst ab. »Weil das, worauf der Einbrecher es abgesehen hatte, nicht im Haus war. Er muss vorher übrigens auch noch in den anderen Räumen gewesen sein, denn auch die Küche und das Esszimmer waren durchsucht worden. Aber er hat nichts gefunden. Denn das Objekt seiner Begierde war nicht im Haus, sondern in der Zentrale.«

»Du meinst also wirklich, er hat es auf den Stein abgesehen?«, fragte Bob.

»Das ist für mich jetzt ziemlich klar. Dies wäre Einbruch Nummer drei und jedesmal ging es um Billy Ford und sein Erbe. Der Dieb hat durch den Einbruch beim Notar Onkel Titus' Namen und Adresse herausgefunden und ist dann bei uns eingestiegen, um den Stein zu stehlen.«

»Aber wusste er, dass Onkel Titus den Stein hat? Er hätte ja auch bei einem der anderen beiden Erben sein können«, warf Peter ein.

»Vielleicht wusste er es ja nicht und hat es einfach auf gut Glück versucht. Oder er war auch bei den anderen beiden.«

»Hast du eigentlich auf Fingerabdrücke Acht gegeben?«, fragte Bob.

Justus nickte. »Ich bin schnell in die Zentraleübergelaufen.

Erstens um zu sehen, ob der Stein noch da war, zweitens um unser Fingerabdruckpulver aus dem Labor zu holen. Den Stein habe ich im Wohnwagen gelassen, dort dürfte zurzeit das beste Versteck sein. Bei den Fingerabdrücken war ich aber nicht sehr erfolgreich, der Kerl muss Handschuhe getragen haben.« Justus gähnte. »Ihr seht, ich hatte eine anstrengende Nacht, schließlich musste ich erst aufräumen und dann das blöde Fingerabdruckpulver wieder wegwischen, damit Tante Mathilda nichts merkt. Es wundert mich sowieso, dass sie nicht wach geworden ist.«

»Ich hoffe nur, dass wir diesen Beany bald finden«, meinte Bob. »Vielleicht bringt er etwas Licht in die Sache. Im Moment ist uns unser mysteriöser Gegenspieler jedenfalls meilenweit voraus und es war reiner Zufall, dass er den Stein nicht bekommen hat. Hoffentlich war wenigstens unsere Telefonlawine erfolgreich.«

»Apropos Telefonlawine«, sagte Peter. »Eben hat mich so ein Typ aus der Parallelklasse gefragt, ob ich nicht dieser Peter Shaw sei.«

»Der Peter Shaw, der eine Meise hat?«, witzelte Bob.

»Genau der. Er sei nämlich von einem Freund angerufen und nach einer Erbschaft gefragt worden. Ihr hättet dieses dämliche Grinsen sehen sollen, das der Typ draufhatte. Die pure Verachtung, als würde er mich für den letzten Idioten halten. Am Ende hat er mich noch gefragt, ob das Detektivspielen denn Spaß machen würde.«

»Und was hast du geantwortet?«, wollte Justus wissen.

»Gar nichts. Ich bin gegangen.«

»Das war die einzig vernünftige Reaktion«, fand Bob. »Kümmere dich einfach nicht um solche Idioten.«

»Außerdem ist ja jetzt erst mal Wochenende und bis Montag haben die Leute die Telefonlawine schon wieder vergessen.«

Nach der Schule fuhren Bob und Peter sofort mit zu Justus und stürmten in die Zentrale, um den Anrufbeantworter abzu-

hören. Doch sie wurden schon enttäuscht, als sie die Tür öffneten, denn das rote Lämpchen leuchtete nicht. Also hatte niemand angerufen.

»Fehlanzeige«, bemerkte Justus. »So ein Mist.«

»Und jetzt?«, fragte Peter.

»Gehen wir erst mal was essen.«

Bob und Peter riefen bei ihren Eltern an, um ihnen mitzuteilen, dass sie bei Justus zu Mittag aßen, denn Onkel Titus' Eintopf reichte für alle.

Während des Essens beobachtete Justus verstohlen seine Tante und seinen Onkel. Hatten sie wirklich nichts von dem nächtlichen Einbruch mitbekommen? Doch die beiden verhielten sich so wie immer. Sie hatten wohl nichts bemerkt.

Justus entspannte sich.

»Wie weit seid ihr denn mit euren Ermittlungen?«, erkundigte sich Onkel Titus. »Habt ihr schon herausgefunden, wer Beany ist?«

Justus schüttelte den Kopf. »Bedauerlicherweise nicht. Könnte aber sein, dass sich das heute noch ändert.«

»Na, lasst euch Zeit. Ich will ja nicht, dass eure schulischen Leistungen darunter leiden, weil ihr für mich etwas ermittelt.«

»Und du kannst dich wirklich nicht daran erinnern, wie die beiden anderen Leute hießen, die bei der Testamentsvollstreckung waren?«

Onkel Titus schüttelte den Kopf. »Außer dem Bürgermeister kannte ich niemanden und die Namen habe ich alle vergessen.«

Nach dem Essen gingen sie zurück in die Zentrale. Diesmal leuchtete das Licht am Anrufbeantworter. »He!«, rief Peter begeistert. »Ein Anruf! Hoffentlich ist es nicht bloß Lys.« Er spulte das Band zurück und über den Lautsprecher kam eine quäkende, ihnen unbekannte Stimme:

»Hallo, hier ist Tim Conrad. Eure Telefonlawine hat mich erreicht und wenn ich das richtig verstanden habe, dann sucht ihr jemanden, der schon einmal eine Erbschaft gemacht hat.

Also, meine Tante hat vor einem halben Jahr mal ein paar Teppiche geerbt von einem entfernten Verwandten aus Europa. Wenn euch das was nützt, könnt ihr mich ja zurückrufen. Meine Nummer ist vier, drei, sechs, fünf, eins. Bis dann.«

Peter seufzte. »Er hat es nicht richtig verstanden. Die Telefonlawine ist ein bisschen wie ›Stille Post‹ spielen. Man weiß nie, was am Ende bei den Leuten ankommt.«

Frustriert hockten sie sich in die Zentrale und starrten das Telefon an. Das schien zu wirken, denn kurze Zeit später läutete es wieder.

»Justus Jonas?«, meldete sich der Erste Detektiv.

»Guten Tag, hier ist Debbie Hanson. Meine Cousine Marsha hat mir erzählt, dass du die Erben von Mr. Ford suchst.«

»Ja, richtig. Schön, dass du anrufst, Debbie. Weißt du etwas darüber?«

»Ja, meine Mutter war am Mittwoch beim Notar und hat so ein komisches Ding geerbt. Mr. Ford war ein alter Bekannter von ihr, allerdings kein besonders guter, deshalb wunderte es sie sehr, dass sie überhaupt zur Testamentsvollstreckung geladen worden war.«

»Was für ein komisches Ding war das denn?«, fragte Justus.

»Schwer zu sagen. So ein langes Glasding. Keiner von uns wusste etwas damit anzufangen.«

»Wusste?«, hakte Justus nach.

»Ja, meine Mutter hat es schon gar nicht mehr«, antwortete Debbie.

»Können wir deine Mutter besuchen?«, fragte Justus. Die wenigen Dinge, die Debbie sagte, klangen viel versprechend und er wollte die Geschichte lieber persönlich hören.

»Gerne.«

»Passt es euch heute Abend?«

»Sicher. Um acht?«

»Gut. Gib mir mal eure Adresse.« Nachdem Justus die Straße und die Hausnummer notiert hatte, legte er auf und ging wieder

zu Peter und Bob nach draußen, um ihnen die Neuigkeit zu berichten. »Endlich eine Spur«, sagte er dann. »Wurde aber auch Zeit.«

»Was hat Debbie wohl gemeint, als sie sagte, ihre Mutter hätte das Ding gar nicht mehr?«, fragte Bob.

»Das werden wir heute Abend herausfinden.«

Mrs. Hanson und ihre Tochter wohnten gar nicht weit weg in der Nähe der Art Gallery Hall, dem kleinen Kunstmuseum von Rocky Beach. Debbie erwartete sie schon, als sie ihre Fahrräder an der Straße abstellten. Sie war ein hübsches Mädchen mit rotbraunen Haaren. »Ihr seid also die drei Detektive«, sagte sie. »Ich habe schon einmal von euch in der Zeitung gelesen. Geht es diesmal auch wieder um einen eurer Fälle?«

»Könnte man so sagen«, antwortete Justus, dann stellte er die drei ??? vor.

Debbie führte sie in das kleine Haus und machte sie mit ihrer Mutter bekannt. Sie setzten sich in das sehr bürgerlich eingerichtete Wohnzimmer.

»Ich bin Mrs. Hanson. Debbie sagte schon, dass ihr etwas über Billy Ford und sein Vermächtnis wissen wollt. Worum genau geht es denn?«

»Wir möchten wissen, was Mr. Ford Ihnen vererbt hat und ob in der letzten Zeit etwas Ungewöhnliches bei Ihnen passiert ist«, erklärte Justus ihr.

Mrs. Hanson sah ihn misstrauisch an. »Es ist tatsächlich etwas passiert«, sagte sie. »Aber um deine erste Frage zu beantworten: Mr. Ford vererbte mir in einer langen Holzkiste ein gläsernes Ding. Ich glaube jedenfalls, dass es Glas war.«

»Könnte es auch Bleikristall gewesen sein?«, tippte Justus.

»Ja, möglich, es glänzte jedenfalls sehr stark.«

»War es rot?«, fragte Justus weiter.

»Nein, ganz farblos, eben so wie Glas.«

»Wie sah es denn aus?«

»Nun, es war sehr lang, vielleicht einen Meter oder so und es lief an einer Seite spitz zu. Ja, es sah fast aus wie die Klinge eines überdimensionalen Messers oder eines Schwertes, nur dass es keinen Griff hatte. Es wirkte sehr zerbrechlich, weil es so lang und dünn war. Tja, besser kann ich es leider nicht beschreiben.«

»Ihre Tochter sagte, Sie hätten dieses Ding gar nicht mehr«, sagte Bob. »Wo ist es denn jetzt?«

Mrs. Hanson sah ihn ernst an. »Das ist das Merkwürdigste an der ganzen Geschichte. In dem Kasten lag ein Brief, in dem Mr. Ford mir schrieb, dass dieses Glasding gar nicht für mich, sondern für jemand anderen bestimmt wäre und ich sollte es bitte weitergeben.«

»Wer ist denn dieser Jemand?«, wollte Peter wissen. »Heißt er zufällig Beany?«

»Beany? Nein. Ich sollte den Gegenstand Benjamin Whitehead geben, das ist ein flüchtiger Bekannter von Mr. Ford und mir gewesen, doch wir kannten uns alle drei nicht besonders gut. Na ja, und das habe ich dann auch getan, denn mit dem Glasding konnte ich wirklich nichts anfangen. Ich fand es auch sehr merkwürdig, aber was soll's, nun bin ich es los. Aber warum interessiert ihr euch denn so dafür?«

»Mein Onkel war ebenfalls einer der Erben. Titus Jonas, Sie haben ihn beim Notar gesehen, der kleine Mann mit dem Schnurrbart.«

»Ja, ich erinnere mich. Er wirkte, als käme er sich ebenso fehl am Platz vor wie dieser andere Mann und ich.«

»Stimmt. Er hat auch einen Glasgegenstand geerbt und sollte ihn ebenfalls weitergeben, an einen gewissen Beany. Leider kennt mein Onkel niemanden mit diesem Namen. Könnte Mr. Benjamin Whitehead Beany sein? Ist das vielleicht sein Spitzname?«

Mrs. Hanson zuckte die Achseln. »Das weiß ich nicht, so gut kenne ich Mr. Whitehead nicht, möglich ist es.«

»Könnten Sie uns seine Adresse geben, damit wir ihn fragen können?«, bat Bob.

»Ja, gerne, ich schreibe sie euch auf.« Sie holte einen Zettel und notierte etwas. Währenddessen sprach sie weiter: »Aber da ihr eben nach etwas Ungewöhnlichen gefragt habt: Es gab tatsächlich einen seltsamen Vorfall.«

Ihre Tochter fiel ihr ins Wort: »Bei uns ist nämlich in der letzten Nacht eingebrochen worden. Jemand hat alle Schränke durchwühlt.«

»Aber nichts ist gestohlen worden«, ergänzte Justus.

»Woher weißt du das?«, fragte Debbie erstaunt. »Hat das mit eurem Fall zu tun? Sind wir etwa die Opfer einer Verschwörung oder so?«

Der Erste Detektiv lächelte. »Nein, sicher nicht. Es ist gut möglich, dass dies mit dem Fall zu tun hat, aber wenn dem so ist, dann besteht keine Gefahr mehr.«

»Die Polizei war auch hier«, fuhr Debbie fort. »Aber sie haben keine Fingerabdrücke gefunden und auch sonst keine Spuren. Was wisst ihr denn darüber? Könnt ihr mir nicht etwas über die Sache erzählen?«

»Sehr viel wissen wir auch noch nicht«, gestand Peter. »Es wäre zu früh etwas dazu zu sagen. Aber wenn wir weitergekommen sind, können wir es dir ja mal erzählen.«

»Klar, sofort, das klingt echt spannend!«

Mrs. Hanson reichte ihnen den Zettel mit der Adresse.

»Dann werden wir am besten gleich mal hingefahren«, schlug Bob vor.

»Heute Abend hat es keinen Zweck, freitags besucht Mr. Whitehead seinen Club, wie ich zufällig weiß«, bemerkte Debbie Mutter. »Ihm gehört nämlich eine große Textilfabrik und freitags treffen sich immer die großen Tiere der hiesigen Geschäftswelt. Ihr müsst es schon morgen versuchen.«

»Hm, schade«, sagte Justus. »Aber vielen Dank für Ihre Hilfe. Das war sehr nett von Ihnen.«

»Nichts zu danken«, erwiderte Mrs. Hanson und begleitete die drei zur Tür. Sie verabschiedeten sich.

Auf dem Weg nach Hause sagte Bob: »Siehst du, Peter, es gibt doch noch Menschen, die dich nicht belächeln, wenn du Detektiv spielst.«

»Ja, und noch dazu sehr hübsche Menschen.«

Sie hatten beschlossen, Mr. Whitehead schon am nächsten Vormittag aufzusuchen. Da Samstag war, hofften sie ihn zu Hause anzutreffen. Bob und Peter holten Justus ab.

»Na, ausgeschlafen?«, fragte der Erste Detektiv gut gelaunt.

»Ich bin ja gespannt, ob wir Licht in das Dunkel bringen können. Ich möchte zu gerne wissen, was es mit dem Stein und dem anderen Kristall auf sich hat und warum jemand so scharf darauf ist. Ob bei dem dritten Erben wohl auch eingebrochen wurde? Hat er auch etwas für Beany geerbt?«

»Das werden wir hoffentlich gleich herausfinden«, meinte Peter. »Los wir fahren hin. Hast du den Stein?«

»Moment«, antwortete Justus und ging zum Wohnwagen hinüber. Er holte den Schlüssel für das Vorhängeschloss aus der Tasche, doch dann erstarrte er jäh. »Nein!«, rief er.

»Was ist denn?«

»Das Schloss! Jemand hat das Schloss geknackt!« Er wies auf die deutlich sichtbaren Kratzspuren am Scharnier. Auf dem Boden im Sand lag das mit einem Bolzenschneider zerstückelte Schloss. Justus riss die Tür zum Wohnwagen auf und sprang hinein, Bob und Peter folgten ihm. Nach einigem Suchen fanden sie ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt.

»Der Stein ...«, begann Justus und Peter beendete den Satz: »... ist weg!«

## Der undurchsichtige Mr. Whitehead

Das Haus von Mr. Whitehead lag in einer ruhigen Wohngegend im Norden von Rocky Beach, am Rande des Nationalparks in den Santa Monica Mountains. Ein großer, verwilderter Garten schirmte den Blick von der Straße etwas ab.

Die drei ??? stellten ihre Räder in die Einfahrt und gingen einige Treppenstufen zur Eingangstür hinauf. Justus klingelte.

Nach einer Weile öffnete ihnen ein Mann Mitte fünfzig. Er trug einen schwarzen Anzug und hatte glatt zurückgekämmte schwarze Haare. Er musterte die drei Jungen von oben bis unten, bevor er fragte: »Ja, bitte?«

»Sind Sie Mr. Whitehead?«, fragte Justus.

»Nein. Was wollt ihr von ihm?«

»Wir möchten ihn gerne sprechen, wenn das möglich ist.«

Justus stellte sie vor.

»Seid ihr mit Mr. Whitehead verabredet?«, wollte der Mann wissen.

»Nein, wir ...«, begann Justus, wurde jedoch von einem anderen Mann unterbrochen, der aus dem Inneren des Hauses aufgetaucht war.

»Was gibt es denn, Ben?«, fragte er.

»Hier sind drei Jungen, die Sie sprechen möchten, Sir«, antwortete der Angesprochene.

Mr. Whitehead trat zu ihnen heran. Er hatte volles weißes Haar und trug einen roten Hausmantel. In der Hand hielt er eine Pfeife und erinnerte Justus im ersteh Moment an einen gealterten Sherlock Holmes. »Worum geht es?«

»Guten Tag, Mr. Whitehead. Wir möchten uns gerne mit Ihnen unterhalten. Es geht um Mr. Bill Ford und seine Erbschaft.«

Mr. Whitehead runzelte die Stirn. »Ja?«, fragte er und erwartete wohl nähere Details.

»Mein Onkel gehört zu den Erben«, fuhr Justus fort. »Das

dürfte Sie interessieren.«

Das Gesicht ihres Gegenübers erhellte sich. »Oh, ja, sicher. Kommt doch herein.« Er machte eine einladende Geste und die drei ??? betraten das Haus. Ein enger Flur führte in einen großen Salon im hinteren Teil des Hauses. Der Raum war spärlich eingerichtet. Mr. Whitehead ging gleich weiter und betrat durch eine große Glastür die sonnige Terrasse, auf der ein paar Gartenstühle standen. Er bot ihnen einen Platz an und die drei ??? setzten sich in die warme Sonne.

»Eine herrliche Aussicht haben Sie, Mr. Whitehead«, bemerkte Peter. Von der Terrasse aus hatte man einen fantastischen Blick auf die Santa Monica Mountains, deren dichte Wälder sich mit Orangenplantagen abwechselten.

»Deshalb halte ich mich am Wochenende auch fast den ganzen Tag hier auf«, erwiderte er und setzte sich in einen vierten Gartenstuhl. »Ben, würden Sie meinen Gästen bitte etwas zu trinken bringen«, wandte er sich dann an den Butler.

»Was möchtet ihr?«

»Oh, äh«, begann Justus, noch immer überrascht von der Freundlichkeit ihres Gegenübers. »Ein Wasser wäre schon ganz gut.« Bob und Peter schlossen sich dem an und Ben verschwand im Haus. »Mein Onkel war zur Testamentsvollstreckung geladen worden«, begann Justus. »Das kam ihm sehr merkwürdig vor, denn er kannte Mr. Ford kaum. Er erbt ein kleines Holzkästchen und ein Brief lag dabei, der ihn anwies den Inhalt an einen gewissen Beany weiterzugeben. Sind Sie dieser Beany?«

Mr. Whitehead lachte. »Ja, genau, Billy hat mich immer so genannt. Der Gute ist viel zu früh gestorben. Aber wer ist denn eigentlich dein Onkel?«

»Titus Jonas.«

»Titus ...«, begann Mr. Whitehead nachzudenken, doch dann hellte sich sein Gesicht auf. »Titus Jonas! Der Mann von der Tankstelle!«

Justus lächelte. »Ja, mein Onkel hat einmal an einer Tankstelle gearbeitet, mittlerweile hat er einen Trödelladen. Er sagte mir, dass er Billy Ford aus dieser Zeit kannte. Doch an Sie konnte er sich nicht erinnern.«

Ihr Gastgeber rieb sich das Kinn und zog dann an seiner Pfeife. »Das liegt vermutlich daran, dass er mich nicht unter dem Namen Beany kennt. Mein eigentlicher Vorname ist Benjamin, aber so nannte mich Billy Ford nie. Ich habe zusammen mit ihm und deinem Onkel Karten gespielt, doch das ist bestimmt schon zwanzig Jahre her. Ich kann mir gut vorstellen, dass er sich nicht mehr an meinen Spitznamen erinnern kann. Wie habt ihr denn meinen richtigen Namen herausgefunden?«

»Das war nicht ganz einfach«, erklärte Bob. »Aber wir haben einen der beiden anderen Erben ausfindig gemacht und haben dadurch von Ihnen erfahren. Können Sie uns vielleicht erklären, was diese ganze Sache eigentlich sollte? Wenn Mr. Ford Ihnen etwas vererben wollte, warum hat er es dann nicht direkt getan? Wozu dieses Versteckspiel?«

Wieder lachte Mr. Whitehead. »Weil er ein Scherzbold war. Ich muss zugeben, seine Art von Humor ist etwas merkwürdig und so ganz verstanden habe ich die Sache auch nicht. Ich war selbst sehr erstaunt, als Mrs. Hanson und Mr. Marks vor einigen Tagen bei mir auftauchten, um mir ihren Teil der Erbschaft zu überreichen. Aber das war nun einmal Billys Art: Er tat nie etwas auf direktem Weg.« Benjamin Whitehead lachte erneut und zum ersten Mal klang es für Justus etwas gezwungen.

»Von Mrs. Hanson wissen wir, dass es sich bei ihrem Gegenstand um eine Art Glasstab handelte. Was war denn das Erbe von diesem Mr. Marks?«

Mr. Whitehead winkte ab. »Harmloser Kitsch, nicht weiter wichtig. Ah, da kommt Ben ja mit den Getränken.«

Der Butler stellte die Gläser auf den Tisch und schenkte jedem aus einer mit Eiswasser gefüllten Karaffe ein. Dann verschwand er wieder. Peter sah ihm nach, als er in den Salon

zurückging. Der Zweite Detektiv hatte den Eindruck, als wäre der Butler nur um die Ecke verschwunden, nicht aber aus dem Raum.

»Darf ich denn nun sehen, was euch dein Onkel für mich mitgegeben hat?«, fragte Mr. Whitehead und lenkte Peters Aufmerksamkeit damit wieder auf sich. »Deshalb seid ihr doch hier, oder?«

»Deshalb sind wir hier«, bestätigte Justus. »Doch leider haben wir nichts mitgebracht. Der Gegenstand, der eigentlich Ihnen gehören soll, ist uns letzte Nacht gestohlen worden.«

Benjamin Whitehead, der gerade wieder an seiner Pfeife gezogen hatte, fing an zu husten. »Der Stein ist gestohlen?«, rief er, als sein Atem sich wieder beruhigt hatte.

»Sie wissen, dass es ein Stein war?«, fragte Justus.

»Ja, ja, ich weiß, was Billy mir zukommen lassen wollte. Aber wieso ist er gestohlen? Wie ...? Wer...?« Er war sehr blass geworden und sah mit weit aufgerissenen Augen von einem zum anderen.

»In der letzten Nacht ist bei uns eingebrochen worden. Und in der vorletzten auch schon, doch da fand der Dieb offenbar nicht das, was er suchte. Diesmal ist er leider fündig geworden. Er hat nur den Stein mitgenommen.« Justus' Gesichtsausdruck war sehr ernst geworden. Plötzlich wurde seine Stimme sehr fordernd. »Was hat es mit dem Stein auf sich? Wer könnte ihn haben wollen? Und warum?«

»Das ... das weiß ich nicht. Es ist eigentlich ein wertloser Stein.«

»Für Sie scheint er aber sehr wichtig zu sein«, stellte Justus sehr direkt fest.

»Ja, das stimmt, es ... es ist eine Art Sammlerstück. Er kommt aus Afrika, wisst ihr. Billy hatte ihn damals von einer Reise mitgebracht, und ich ... ich fand ihn einfach nur schön und wollte ihn Billy abkaufen, doch der ließ sich nicht darauf ein. Genauso war es mit den anderen beiden Gegenständen. Es

sind eben Dinge, die mir gefallen. Deshalb hat Billy wohl auch dieses Versteckspiel aus seinem Testament gemacht. Er wollte mich ein wenig auf die Folter spannen, da er genau wusste, wie sehr ich hinter den Stücken her bin. Aber wie gesagt – der materielle Wert ist ein Witz, niemand könnte viel damit anfangen. Vielleicht dachte der Einbrecher, es handele sich um einen wertvollen Edelstein. Das Ganze muss ein dummer Zufall sein.« Langsam hatte Mr. Whitehead sich wieder unter Kontrolle, doch sein plötzlicher Ausbruch gab dem Ersten Detektiv sehr zu denken.

»Ich glaube nicht, dass es ein Zufall war«, widersprach er. »Es gab nämlich noch zwei andere Einbrüche. Dem Notar, der das Testament verwaltet, wurden alle Erbschaftsunterlagen über Mr. Ford gestohlen. Und auch bei Mrs. Hanson wurde eingebrochen. Aber bei ihr hat der Einbrecher nichts mitgenommen. Ich vermute, das lag daran, dass sie das vom Einbrecher gesuchte Objekt bereits an Sie weitergegeben hatte. Und es würde mich nicht wundern, wenn auch dieser Mr. Marks unerwünschten Besuch hatte.« Benjamin Whitehead war wieder etwas blasser geworden. »Was steckt dahinter, Mr. Whitehead?«, fragte Justus scharf.

»Ich weiß es nicht! Ich habe wirklich keine Ahnung. Das muss eine Verwechslung sein. Oder ein Zufall.«

»Dürfen wir die anderen beiden Gegenstände mal sehen?«, fragte Peter. »Vielleicht gibt uns das Aufschluss darüber, worum es bei der Sache eigentlich geht. Denn wir wissen ja noch immer nicht, ob der Unbekannte nur einen bestimmten Gegenstand sucht oder vielleicht sogar alle drei?«

Whitehead zögerte. Doch dann nickte er. »Na schön. Kommt mit, ich zeige sie euch.« Er erhob sich und führte die drei ??? zurück in das Haus. Dort betraten sie ein schlicht eingerichtetes Arbeitszimmer mit einem großen Schreibtisch und einer Menge bis an die Decke reichender Bücherregale. Auf dem Schreibtisch lagen auf einem grünen Kissen zwei Gegenstände:

eine lange, gläserne Stange, die tatsächlich wie eine Schwertklinge aussah, und ein gläsernes Kreuz, das an einem seiner Arme eine halbkreisförmige Aussparung hatte.

»Ein Schwert!«, sagte Peter sofort. »Dieses Kreuz scheint eine Art Griff zu sein. Wenn man die Klinge und das Kreuz zusammensetzt, ist es ein richtiges Schwert.«

»Nur funktioniert das nicht«, bemerkte Bob. »Es gibt keine Möglichkeit die beiden Teile zu verbinden. Das Mittelstück scheint zu fehlen.«

»Der Stein?«, vermutete Justus.

»Richtig«, sagte Whitehead. »Die drei Objekte gehören zusammen und bilden ein Schwert. Nur ist es jetzt unvollständig, da der Stein fehlt.«

»Aus welchem Material sind die Klinge und der Griff?«, fragte Justus.

»Bleikristall. Also nicht besonders wertvoll.«

»Trotzdem muss es einen Grund geben, warum jemand besonders an dem Stein oder an dem ganzen Schwert interessiert ist. Sie wollen den Stein doch wiederhaben, nicht wahr?«

»Selbstverständlich. Ohne den Stein ist das Schwert unvollständig.«

»Dann schlage ich vor, dass wir die Polizei verständigen. Immerhin gab es bisher drei Einbrüche, dagegen sollte etwas unternommen werden.«

»Die Polizei?« Plötzlich wurde Mr. Whitehead sehr nervös.

»Ich glaube nicht, dass das wirklich nötig ist. Immerhin ist außer mir niemand zu Schaden gekommen und außerdem bezweifle ich, dass die Polizei sich mit einer Lappalie wie einem billigen Glasstein befassen möchte.«

»Aber es ist Ihnen doch wichtig«, meinte Justus. »Dann verstehe ich nicht, warum ...«

»Nein«, unterbrach Whitehead ihn entschieden. »Die Polizei würde nur unnötigen Ärger machen.«

Während Justus etwas erwiderte, bemerkte Peter aus den Au-

genwinkeln eine Bewegung. Er drehte sich um. Die Tür des Arbeitszimmers stand noch immer offen. Während Benjamin Whitehead und Justus weiter miteinander sprachen, schlenderte Peter möglichst unauffällig durch den Raum und näherte sich der Tür. Er warf einen Blick in den Flur. Der Butler Ben stand wenige Meter vom Arbeitszimmer entfernt und wischte mit einem Staubtuch über die Bilderrahmen im Gang. Er ignorierte den Jungen. Peter ging wieder zurück.

»Dann schlage ich Ihnen vor, dass wir uns darum kümmern«, sagte der Erste Detektiv gerade.

»Ihr? Was meinst du damit?«

»Wir kennen uns damit aus verlorene oder gestohlene Dinge wiederzubeschaffen«, sagte Justus und reichte Whitehead eine ihrer Visitenkarten.

Er studierte sie aufmerksam. »So so, Detektive.« Er sah sie mit einer Mischung aus Belustigung und Zweifel an. »Meint ihr das ernst?«

Bob nickte. »Wir konnten schon eine Reihe von Fällen lösen.«

»Wie hoch ist denn euer Honorar?«, fragte Whitehead und sie hörten an seinem Tonfall, dass er sie noch immer nicht ernst nahm.

Doch Justus ließ sich nicht beirren. »Wir nehmen kein Geld für unsere Arbeit. Ganz abgesehen davon, dass das ohnehin erst zur Debatte stehen würde, wenn wir Ihnen den Stein wieder beschafft haben.«

»Und wie wollt ihr das machen?«

»Das müssen wir uns noch überlegen«, gestand der Erste Detektiv. »Aber uns wird schon etwas einfallen. Wenngleich wir natürlich keine Garantie geben können.«

»Na schön, ihr könnt es ja versuchen. Aber lasst die Polizei besser aus dem Spiel. Ich möchte die Herren Beamten nicht unnötig mit solchen Kleinigkeiten belasten.«

»Wie Sie meinen, Sir. Dann verabschieden wir uns jetzt

mal.«

»Ja, ihr habt ja jetzt zu tun«, antwortete Whitehead und zwinkerte ihnen zu. »Es war nett euch kennen gelernt zu haben.«

»Wir werden uns bei Ihnen melden, sobald wir etwas wissen«, sagte Justus.

Der Mann begleitete sie zur Tür und verabschiedete sie. Die drei ??? stiegen auf ihre Fahrräder und radelten Richtung Zentrum. Erst als sie weit genug vom Haus entfernt waren, sprachen sie über ihren Besuch bei Whitehead.

»Dieser Typ ist höchst merkwürdig«, sagte Bob. »An dem ist irgendwas faul.«

»Glaube ich auch«, meinte Justus. »An dem stimmt so einiges nicht. Er war richtig schockiert, als wir ihm von dem Diebstahl des Steines erzählten.«

»Dabei handelt es sich ja angeblich bloß um wertlosen Kitsch«, ergänzte Bob. »Und als wir von der Polizei sprachen, wurde er ganz nervös.«

»Richtig, und das finde ich ziemlich unlogisch. Schließlich ist nicht bei ihm eingebrochen worden, sondern bei uns.«

»Warum hast du das mit der Polizei eigentlich vorgeschlagen?«, wollte Peter wissen. »Wolltest du Cotta und seine Leute nicht erst mal aus der Sache heraushalten?«

»Das will ich auch immer noch. Ich hatte auch nie ernsthaft in Erwägung gezogen zur Polizei zu gehen. Ich wollte nur wissen, wie Whitehead darauf reagiert.«

»Er war übrigens nicht der Einzige, der sich komisch verhalten hat«, bemerkte Peter. »Da war noch dieser Butler, Ben. Ich glaube, er hat uns beobachtet und belauscht. Erst hatte ich das Gefühl, er würde hinter der Tür zur Terrasse stehen, und später war er immer ganz nahe bei der Tür zum Arbeitszimmer. So hat er wahrscheinlich jedes Wort mitbekommen, das wir gesprochen haben.«

»Alles in allem also zwei höchst undurchsichtige Personen«,

fasste der Erste Detektiv zusammen. »Wir sollten uns sehr genau überlegen, wie wir das nächste Mal mit Whitehead umgehen. Wenn es ein nächstes Mal gibt. Wie wollen wir denn jetzt weitermachen?«

»Ich hatte gedacht, du wüsstest das«, sagte Bob. »Nachdem du schon so großzügig unsere Dienste angeboten hast.«

»Nein, leider weiß ich das nicht. Habt ihr eine Idee?« Die beiden schüttelten den Kopf. »Dann schlage ich vor, dass wir jetzt alle nach Hause fahren. Es ist ohnehin gleich Zeit zum Mittagessen. Jeder macht sich ein paar Gedanken über unsere nächsten Schritte und heute Nachmittag treffen wir uns in der Zentrale zum Brainstorming.«

Das Problem beschäftigte Justus so sehr, dass ihm sogar bei Tante Mathildas ausgezeichnete Lasagne der Appetit fehlte. Glücklicherweise war Onkel Titus gerade wieder auf dem Weg zu einem Kunden, so dass er ihm nicht erzählen musste, dass der Stein verschwunden war. Doch auch nach angestrengtem Nachdenken hatte er nicht mehr als ein paar Ideen zusammen, von einem konkreten Plan war er weit entfernt. Er hoffte, dass Bob und Peter mehr eingefallen war, wenn er auch nicht damit rechnete.

Am Nachmittag trafen sie sich wie verabredet in der Zentrale. Bob hatte ein neues Vorhängeschloss für die Tür mitgebracht und händigte nun seinen beiden Freunden jeweils einen Schlüssel aus. »Hoffentlich hält das länger«, meinte er.

»Und?«, fragte Justus erwartungsvoll. »Habt ihr ein paar Geistesblitze gehabt?«

»Ich schlage vor, dass wir diesen Mr. Marks aufsuchen, den dritten Erben von Billy Ford«, sagte Peter. »Wir können ihn fragen, ob auch bei ihm eingebrochen wurde, und wenn dem so ist, dann hat der Kerl ja vielleicht bei ihm eine Spur hinterlassen. Seine Adresse können wir über das Telefonbuch herauskriegen.«

Dann meinte Bob: »Und wir könnten uns um Billy Ford selbst kümmern. Wenn er im Besitz dieses merkwürdigen dreigeteilten Schwertes war, dann war vielleicht auch schon zu seinen Lebzeiten jemand hinter dem Ding her. Er hatte keine Verwandten mehr, aber er war doch Professor an der Uni von Los Angeles. Vielleicht weiß ein Kollege etwas mehr über ihn.«

»Tja, damit hättet ihr genau die Ideen, die ich auch hatte«, gestand Justus. »Mehr fiel mir nämlich auch nicht ein.«

»Das ist wirklich bedauerlich. Du solltest mehr Sport treiben, dann wird dein Gehirn besser durchblutet und dir kommen vielleicht mehr Einfälle«, schlug Peter vor.

»Ja, das merkt man ja an dir«, erwiderte Justus sarkastisch. In diesem Moment klingelte das Telefon. Justus schaltete erst den Lautsprecher ein, damit seine Freunde das Gespräch mithören konnten, dann nahm er ab. »Justus Jonas?«

Eine nuschelige, dumpfe Stimme war zu hören: »Newton Street 16. Dort findet ihr den Stein. Seid vorsichtig.« Dann klickte es in der Leitung und die Verbindung war unterbrochen.

## In der Höhle des Löwen

»Was war das?«, rief Peter, noch während Justus den Telefonhörer in der Hand hielt.

»Habt ihr die Stimme erkannt?«, fragte der Erste Detektiv aufgeregt.

»Nein. Du?«

Justus schüttelte enttäuscht den Kopf. »War das jetzt ernst gemeint? Oder war es ein Scherz?«

»Ein Scherz?«, zweifelte Bob. »Von wem denn? Es weiß doch kaum jemand, dass wir den Stein suchen. Und die Leute, die es wissen, sind selbst daran interessiert ihn wieder zu finden.«

»Dann könnte es eine Falle sein«, mutmaßte Peter. »Vielleicht will uns jemand an einen bestimmten Ort locken.«

»Wer denn?«, fragte Bob.

»Der Dieb des Steines. Möglicherweise ging es ihm gar nicht um den Stein, sondern um uns, und nun will er uns damit anlocken oder sogar erpressen.«

»Oder auch nicht«, gab Justus gelassen zurück, denn er hielt nichts von den voreiligen Schlüssen, zu denen Peter so oft neigte. »Doch ich fürchte, es gibt nur eine Möglichkeit das herauszufinden. Wir müssen zur Newton Street 16.«

»Und wenn es nun doch eine Falle ist?«, fragte Peter.

»Dann werden wir vorbereitet sein.«

»Wie willst du dich denn vorbereiten? Du weißt doch gar nicht, was uns erwartet«, gab Peter zu bedenken.

»Wenn uns jemand anruft, um uns mitzuteilen, dass wir den Stein in einem Haus an der Newton Street finden, dann müssen wir erst mal davon ausgehen, dass das stimmt. Für alle anderen Möglichkeiten müssen wir eben die Augen offen halten.«

»Und wann willst du dorthin? Doch nicht etwa jetzt?«

»Nein. Heute Nacht. Glücklicherweise ist morgen Sonntag, wir müssen uns wegen der Schule also keine Sorgen machen.

Newton Street, das ist im Westen von Rocky Beach, wenn ich mich nicht irre. Ich bin gespannt, was uns dort erwartet.«

Peter und Justus waren bereits in der Zentrale und suchten ihre Ausrüstung zusammen, als Bob endlich kam. »Tut mir Leid«, entschuldigte er sich. »Aber meine Eltern haben sich noch einen Spätfilm angesehen, ich konnte mich nicht eher nach draußen schleichen. Sie wären sicher nicht begeistert gewesen, wenn sie mitbekommen hätten, dass ich so spät noch weggehe. Habt ihr schon alles zusammen?«

Justus nickte. Auch Peter hatte sich aus dem Haus schleichen müssen. Da hatte es der Erste Detektiv leichter. Er konnte vor Tante Mathilda immer behaupten in der Zentrale schlafen zu wollen, da es dort noch viele wichtige Dinge zu erledigen gab.

»Es kann losgehen.« Sie verließen die Zentrale und stiegen in Bobs VW Käfer, da sie beschlossen hatten wegen der Kälte besser den Wagen zu nehmen. Bob fuhr Richtung Westen durch das verlassene Rocky Beach. Die Newton Street lag in einer recht noblen Gegend und Bob stellte seinen Wagen bereits in einer Seitenstraße ab.

»Wir sollten das letzte Stück zu Fuß gehen«, schlug er vor. »So ein Käfer kann doch sehr auffällig sein. Und vor allem laut.« Sie stiegen aus und gingen langsam die Newton Street hinunter. Das Haus mit der Nummer 16 unterschied sich kaum von den anderen großen Einfamilienhäusern hier in der Gegend. Der einzige Unterschied war das erleuchtete Fenster im Erdgeschoss. Fast alle anderen Häuser in der Gegend waren dunkel und die Straße lag ruhig und völlig verlassen da.

Die drei ??? verbargen sich sicherheitshalber im Schatten einiger am Straßenrand stehender Bäume und beobachteten das Haus aus der Ferne.

»Und was jetzt?« Peter flüsterte unwillkürlich, obwohl sie hier, auf der Straße, sowieso niemand hören konnte.

»Jetzt sehen wir uns das Haus aus der Nähe an«, entschied

Justus. »Deshalb sind wir ja schließlich hier.«

»Falsch. Wir sind hier, um uns den Stein zurückzuholen. Aber offenbar ist da noch jemand wach, also sollten wir lieber wieder verschwinden«, meinte der Zweite Detektiv.

»Und dazu dann der ganze Aufwand?«, fragte Bob. »Ich finde, Justus hat Recht. Jetzt sind wir schon mal hier, da können wir uns wenigstens auch ein bisschen umsehen.« Ohne noch etwas zu sagen, ging er über die Straße auf das Haus zu. Der Blick durch das erleuchtete Fenster war mit einer Gardine versperrt, doch zumindest war zu erkennen, dass sich niemand direkt hinter dem Fenster befand. Bob sah noch einmal sichernd in beide Richtungen die Straße hinunter, dann betrat er den Vorgarten.

Plötzlich flammte ein grelles Licht auf und der Garten war taghell erleuchtet. Ohne nachzudenken, sprang Bob zurück, rannte wieder über die Straße und verbarg sich hinter einem parkenden Auto. Er hatte auch Justus und Peter weglaufen hören, wusste nun jedoch nicht, wo die beiden waren. Vorsichtig lugte er über die Motorhaube des Wagens hinweg und sah zum Haus hinüber. Er rechnete schon damit einen mit einer Schrotflinte bewaffneten alten Mann aus der Tür treten zu sehen, der sein Grundstück verteidigen wollte. Doch nichts rührte sich. Nach etwa einer Minute erlosch das Licht wieder und das Grundstück lag erneut in Dunkelheit, abgesehen von dem nach wie vor erleuchteten Fenster.

»Bob?«, hörte er eine Stimme hinter sich flüstern. Er drehte sich um. Justus und Peter traten hinter einem Baum hervor.

»Das war ziemlich leichtsinnig, findest du nicht?«, fragte der Erste Detektiv.

»War doch bloß der Bewegungsmelder«, erwiderte Bob.

»Eben. Und es war reiner Zufall, dass niemand auf uns aufmerksam geworden ist. Das heißt – vielleicht steht ja jetzt jemand hinter einem der dunklen Fenster und beobachtet uns.«

»Als ob du daran gedacht hättest, dass es einen Bewegungs-

melder gibt und die Außenlichtanlage angehen könnte«, verteidigte sich Bob. »Es wird schon niemand gemerkt haben. Wir haben auch einen Bewegungsmelder und hin und wieder geht das Licht einfach so an, wenn eine Katze durch den Garten streunt oder so. Dabei denkt sich niemand etwas.«

»Na schön«, mischte Peter sich ein. »Und wie kommen wir jetzt an das Haus heran, ohne dass das Licht angeht?«

»Wir müssen versuchen die Anlage zu umgehen«, beschloss Justus. »Wenn wir uns möglichst weit am Rand des Grundstücks bewegen, wird das Licht vielleicht nicht anspringen.«

Diesmal näherten sie sich dem Haus von der Seite und sprangen über die kleine Hecke, die den Vorgarten von der Garageinfahrt trennte. Dann liefen sie zu einem Busch an der Hauswand und hockten sich dahinter. Der Bewegungsmelder hatte sie nicht erfasst. Es blieb dunkel.

»Und jetzt?«, flüsterte Peter.

»Wir werden mal vorsichtig um das Haus herumgehen«, schlug Justus vor und wollte sich gerade erheben, als ein Wagen die Straße entlangkam. Er fuhr sehr langsam und hielt schließlich direkt vor Nummer 16. Die Scheinwerfer wurden ausgeschaltet, das Motorengeräusch erstarb und eine Tür öffnete sich. Die drei ??? konnten im Licht des Wageninnenraums zwei Menschen erkennen, doch nur einer stieg aus und ging auf das Haus zu. Wieder ging durch den Bewegungsmelder das Licht an und die drei heimlichen Beobachter drückten sich noch etwas tiefer in den Schatten des Busches, um nicht entdeckt zu werden. Sie sahen eine große, schlanke Frau mit kurzen dunklen Haaren, die zielstrebig auf die Tür zuing und klingelte. Durch die Äste des Busches konnten die drei ??? die Frau beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Ein paar Sekunden später öffnete sich die Tür.

»Sei gegrüßt, Mary«, sagte eine dunkle Stimme. »Bist du allein?«

»Sei gegrüßt, Stan. Jeffrey kommt noch.« Sie wies zum Wa-

gen.

»Warst du eben schon mal da? Das Außenlicht sprang gerade an.«

»Nein, ich war es nicht.«

»Na ja, wird wohl eine Katze gewesen sein oder so.«

Bob sah kurz zu Justus hinüber und warf ihm einen triumphierenden Blick zu.

»Wir können schon mal reingehen, Jeffrey kommt sofort nach, er telefoniert noch im Wagen. Lass die Tür am besten offen«, sagte die Frau und kurz darauf verschwanden beide im Haus.

Es blieb einige Sekunden lang still. Plötzlich hatte Peter eine Idee. Mary und der Hausbesitzer waren schon drinnen, das Außenlicht war noch eingeschaltet und der Mann im Wagen – Peter sah schnell zum Auto hinüber – machte keine Anstalten auszusteigen. Der Zweite Detektiv sprang auf und rannte auf die Eingangstür zu.

»Peter!«, flüsterte Bob entsetzt und versuchte seinen Freund am Arm zurückzuhalten. Doch es war bereits zu spät. Einen Moment lang überlegte Bob ebenfalls loszulaufen, aber Justus hielt ihn fest und sah ihn beschwörend an. In der Zwischenzeit hatte Peter die Tür erreicht, lugte einmal vorsichtig durch den offenen Spalt und verschwand dann im Haus.

»Ist der verrückt geworden!«, regte Bob sich auf. »Wir müssen ...«

»Gar nichts«, unterbrach Justus ihn. »Wir bleiben hier. Es reicht, wenn einer von uns vom Teufel geritten wird.«

Doch Bob sah ihm an, dass er genauso erschrocken war über Peters Alleingang wie er. »Das Funkgerät«, sagte er plötzlich. »Peter hat seines dabei. Wir sollten es einschalten, damit er uns im Notfall erreichen kann.« Der Erste Detektiv nickte zustimmend. Er holte das Walkie-Talkie aus seinem kleinen Rucksack, zog die Antenne aus und schaltete es auf Empfang. Nun konnten sie nur noch beobachten und warten.

Peter hoffte von dem Mann nicht gesehen worden zu sein. Das waren seine ersten Gedanken, als er plötzlich in einem kleinen Eingangsraum stand. Erst dann wurde ihm klar, was er da gerade getan hatte. War er von allen guten Geistern verlassen? Was hatte er in diesem Haus zu suchen? Der Mann und die Frau waren zum Glück schon weitergegangen und Peter musste sich nur etwas konzentrieren, um ihre Stimmen ausmachen zu können. Sie kamen aus einem Raum nebenan, der Raum mit dem erleuchteten Fenster, wie er schnell bemerkte. Er ging ein paar Schritte auf die Tür zu, um zu horchen. Drei verschiedene Stimmen konnte er wahrnehmen – die der Frau, die des Mannes an der Tür und die eines Dritten. Was geredet wurde, konnte er jedoch nicht verstehen.

Das Licht im Vorgarten, das durch ein Flurfenster fiel, ging wieder aus. Nun stand Peter im spärlichen Licht der Flurbeleuchtung. Am liebsten hätte er sie ausgeschaltet, denn so kam er sich sehr beobachtet vor.

Plötzlich ging das Licht draußen wieder an. Das konnte nur Jeffrey sein, der aus dem Wagen gekommen war! Fieberhaft sah Peter sich nach einem Versteck um. Eine Treppe führte rechts neben der Tür nach oben und unter den Stufen war eine kleine Nische, die wohl einmal eine Art Abstellkammer gewesen war, nun jedoch keine Tür mehr hatte. So leise und schnell wie möglich sprang Peter hinüber und drückte sich in die Nische.

Keine Sekunde zu früh, denn kurz darauf schwang die Außentür auf und Jeffrey betrat den Flur. Zielstrebig ging er auf die Tür zu, an der Peter noch ein paar Sekunden zuvor gelauscht hatte, machte sie auf und betrat den Raum. Er gab der Tür einen Stoß, so dass sie zurückschwang, doch sie fiel nicht ins Schloss.

Peter bemerkte, dass die Nische, in der er sich versteckt hatte, in Wirklichkeit gar keine Nische war, sondern ein Kel-

lereingang. Eine sehr schmale und niedrige Steintreppe führte direkt neben ihm steil nach unten. Doch das interessierte ihn nun nicht, er ging wieder zurück zur Tür, die einen Spalt offen geblieben war, und lauschte.

»Wir sind vollzählig«, sagte Stan, der Mann, der der Frau geöffnet hatte. »Den Rest des Bundes werden wir verständigen, wenn wir das ganze Schwert haben.«

»Wenn wir es je vollständig haben werden«, warf Mary ein.

»Das werden wir. Der Stein ist wieder aufgetaucht. Das ist ein Zeichen! Jahrelang war das Schwert verschollen, und nun, wenige Tage vor der Vereinigung von Tag und Nacht, taucht es wieder auf. Das kann nur ein gutes Omen sein.«

»Zeigst du ihn uns?«, fragte Jeffrey.

»Ja. Kommt mit in den Keller.«

Peter hörte Schritte, die sich ihm näherten, und lief schnell zurück zur Nische, um sich dort zu verbergen. Er drückte sich in den Kellereingang, dann erst wurde ihm klar, was der Mann gerade gesagt hatte: Kommt mit in den Keller. Und Peter stand direkt an der nach unten führenden Treppe. Schnell wollte er die Nische wieder verlassen, doch es war schon zu spät. Die Tür zum Wohnzimmer öffnete sich. Peter blieb, um seiner Entdeckung zu entgehen, nur ein Weg: der Weg nach unten.

## Das brennende Schwert

Leise hastete Peter die Treppe hinunter in die Dunkelheit. Zum Glück hatte er Turnschuhe an, so dass seine Schritte kaum zu hören waren. Bereits nach wenigen Stufen war es so stockdunkel, dass er sich nur noch tastend weiterbewegen konnte. Die Treppe machte eine Biegung und Peter drückte sich um die Ecke. Vorsichtig tastete er sich an der kahlen Wand entlang weiter. Es wunderte ihn, dass die vier die Treppe noch nicht betreten hatten. Hatte der Hausbesitzer vielleicht einen anderen Keller gemeint? Doch nach einiger Zeit hörte der Zweite Detektiv Schritte auf der Treppe und er beeilte sich tiefer zu kommen. Hinter sich sah er einen flackernden Lichtschimmer, offenbar hatten sie sich Kerzen besorgt. Peter fragte sich, ob es hier kein elektrisches Licht gab.

Plötzlich griff seine Hand, mit der er sich bisher an der Wand festgehalten hatte, ins Leere. Die Treppe war zu Ende, vor ihm erstreckte sich grenzenlose Dunkelheit. Peter tastete umher, berührte endlich die Wand des anschließenden Querganges und schob sich an ihr entlang nach rechts. Offenbar war er hier in einem Kellergang. Er konnte nur hoffen, dass der Weg bald eine Abzweigung machte oder dass seine unwissenden Verfolger die andere Richtung wählten, sonst würden sie ihn sofort entdecken. Er blickte sich um. Die vier Gestalten erreichten das Treppenende, waren im schwachen Schein der Kerzen, die sie in der Hand hielten, jedoch kaum zu erkennen. Sie sahen seltsam verändert aus. Peter hielt den Atem an und rechnete damit jeden Moment gesehen zu werden, doch das Kerzenlicht reichte nicht so tief in den Gang hinein. Als sie in die andere Richtung gingen, atmete er erleichtert auf. Langsam entfernten sie sich von ihm und schließlich verschwanden sie ganz. Sie waren wohl um eine Ecke gegangen.

Peter folgte ihnen leise. An der Ecke lauschte er erst, bevor er einen Blick um die Biegung riskierte. Die vier Gestalten

verschwanden gerade hinter einer weiteren Abzweigung. Als Peter diese erreichte, sah er, dass der Gang schon nach einem Meter endete und in einen großen Raum führte. Die Fremden waren gerade dabei noch einige andere Kerzen zu entzünden, die den Raum immer heller werden ließen, was Peter dazu zwang, sich wieder hinter der Biegung zu verstecken, um nicht gesehen zu werden. Doch der kurze Moment hatte genügt, um zu erkennen, warum die vier Leute nun anders aussahen als vorhin: Sie trugen dunkelrote weite Gewänder, die wie Nachthemden aussahen und vorne tief ausgeschnitten waren. Auf der Brust von Stan war ihm eine Tätowierung aufgefallen.

»Im Namen des Schwertes – verbeugt euch!«, sagte Stan mit tiefer, Ehrfurcht gebietender Stimme. Ein leises Rascheln war zu hören, dann das beeindruckte Raunen der anderen drei Personen.

»Der Stein!«, flüsterte Mary. »Nach so vielen Jahren – endlich!« Sie murmelte leise etwas vor sich hin, das Peter nicht genau verstehen konnte, ihn jedoch an ein Gebet erinnerte. Die anderen stimmten in das Flüstern ein und bildeten so einen unheimlich klingenden Chor.

Als sie geendet hatten, sagte Stan: »Er ist der Wegbereiter für die Wiedergeburt des Schwertbundes. Wenn Tag und Nacht sich vereinen, wird das brennende Schwert in Flammen stehen. Und das Feuer der Macht ist die Waffe für den Bund des Schwertes.«

Die letzten beiden Sätze wurden von allen Anwesenden im Chor wiederholt und dem Zweiten Detektiv lief ein Schauer über den Rücken. Plötzlich hatte er das Gefühl nicht mehr allein in diesem Gang zu sein. Jemand – oder etwas – schien ihm etwas zuzuflüstern. Doch dann begriff er, dass es nur das leise Echo war, das von den kalten Betonwänden zurückgeworfen wurde.

»Aber wir haben das Schwert noch nicht. Nur den Stein«, sagte Jeffrey, nachdem sie eine Weile geschwiegen hatten.

»Und was noch schlimmer ist: Wir haben nur noch vier Tage Zeit.«

»Richtig. Wir müssen jetzt all unsere Kraft dafür einsetzen das brennende Schwert vollständig zu bekommen. Aber wo sind die anderen beiden Teile? Bei William Bensons Erben waren sie jedenfalls nicht. Nur bei diesem Jonas waren wir erfolgreich. Aber auch erst nachdem wir zufällig mitbekommen hatten, dass dieser Dicke etwas mit der Sache zu tun hat. Immerhin sind er und seine Freunde bei Mrs. Hanson aufge- taucht.«

»Die Jungs scheinen mehr zu wissen. Wir sollten sie beobachten lassen. Wir müssen unbedingt herausfinden, wohin die anderen Teile des Schwertes gekommen sind.«

»Dann lasst uns keine Zeit verlieren«, antwortete Mary.

»Wenn es uns diesmal nicht gelingt das brennende Schwert zusammenzusetzen, müssen wir wieder Jahre oder sogar Jahrzehnte warten.«

»Du hast Recht. Der Stein ist hier sicher. Lasst uns auch die anderen Teile in Sicherheit bringen.«

Das Licht wurde auf einmal schwächer, die Kerzen wurden nach und nach gelöscht. Der Zweite Detektiv lief zurück zur Abzweigung, doch in seiner Eile stolperte er über eine kleine Unebenheit im Boden und konnte sich erst im letzten Moment an der Wand abfangen.

»Was war das?«, hörte er eine Stimme. »Ich habe etwas gehört!« Peter schlich um die Ecke und blieb dort mit klopfendem Herzen stehen.

»Vermutlich nur eine Ratte«, sagte Stan beruhigend. »Die laufen hier im Keller leider ab und zu herum.«

»Bist du sicher?«, fragte die Stimme.

»Natürlich. Oder glaubst du, ich habe Einbrecher im Haus?« Stan lachte laut und es hallte unheimlich von den Wänden wider. »Kommt, wir gehen wieder nach oben.«

Peter hörte Schritte, die auf ihn zukamen, und er beeilte sich

in den Teil des Ganges zu laufen, in dem er sich vorhin schon versteckt hatte. Er verbarg sich in dessen tiefen Schatten und wartete, bis die vier Personen die Treppe erreicht hatten und sie langsam hinaufstiegen. Erst als er keine Schritte mehr auf den Steinstufen hörte, atmete er erleichtert auf.

Dann überlegte er. Er hatte einiges gehört und es war bestimmt das Klügste möglichst schnell das Haus zu verlassen. Andererseits waren sie schließlich hierher gekommen, um den Stein zurückzuholen. Peter fasste einen Entschluss. Er tastete sich an der Wand entlang zurück zu dem Raum, der nun verlassen war.

Diesmal wies kein Kerzenlicht ihm den Weg, deshalb holte er sein Feuerzeug aus der Hosentasche. Im Schein der kleinen Flamme fand er den Weg schnell. Als er den Raum erreicht hatte, zündete er eine Kerze an und sah sich um. Der Raum war fast kahl, nur sehr viele Kerzenleuchter standen herum und gegenüber dem Eingang stand ein Betonquader an der Wand.

Peter ging darauf zu. Auf dem Quader lag ein grünes Tuch, unter dem ein kleiner Gegenstand verborgen war. Peter zog das Tuch weg und sah im Schein der Kerze den roten Stein auf einem grünen Samtkissen glitzern. Einen kleinen Moment zögerte er, dann griff er nach dem Stein, ließ ihn in seine Tasche gleiten und legte das Tuch wieder auf das Kissen. Er wollte schon wieder verschwinden, da hatte er eine Idee. Er griff in die Tasche seiner Jacke und holte einen Tennisball hervor, den er ständig mit sich herumschleppte, da er seit einiger Zeit versuchte jonglieren zu lernen. Der Ball war etwa so groß wie der Stein und als er ihn unter das grüne Tuch legte, war kein Unterschied zu sehen. Er grinste zufrieden, blies die Kerze aus und machte sich auf den Rückweg. Er wollte sofort aus diesem Haus verschwinden.

»Warum meldet er sich nicht?« fluchte Justus leise. Bob und er hockten noch immer hinter dem Gebüsch und beobachteten

die Haustür.

»Ihm ist bestimmt etwas passiert. Sie haben ihn garantiert entdeckt!«, murmelte Bob. »Wenn er doch nur nicht so leichtsinnig gewesen wäre! Was machen wir denn jetzt?«

»Wir warten noch fünf Minuten«, meinte Justus. »Wenn er sich bis dahin nicht gemeldet hat, dann ...« Er brach ab.

»Was dann?«, wollte Bob wissen. »Rufen wir die Polizei?«

Der Erste Detektiv lachte bitter auf. »Die Polizei? Und dann? Wollen wir der Polizei erzählen, dass Peter in dieses Haus eingebrochen ist?«

»Aber wer weiß, was die da drinnen mit ihm machen!«

»Eben. Das wissen wir nicht. Deshalb werden wir gleich ganz einfach klingeln, wenn er nicht bald wieder auftaucht oder sich meldet.«

»Bist du –«, begann Bob, doch plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er stieß einen kleinen Schrei aus.

»Cool bleiben, Bob. Ich bin es nur.«

»Peter! Wo warst du?«, fragte Justus, als er seinen Freund unvermittelt hinter sich stehen sah.

»Das weißt du doch. Da drinnen«, gab dieser zurück und wies auf das Haus. »Ich erklär es euch gleich. Lasst uns hier abhauen und zwar so schnell wie möglich!«

»Jag mir nie wieder so einen Schrecken ein!«, stöhnte Bob, während sie sich über Umwegen zurück zur Straße schlichen und dann zum Auto gingen. »Ich hätte ja fast einen Herzinfarkt bekommen. Und nun erzähl schon. Was ist passiert?«

Peter erzählte ihnen, was er erlebt hatte. »Dann bin ich die Kellertreppe wieder hinaufgestiegen. Zum Glück waren Stan und seine Gäste noch im Wohnzimmer. Ich wollte aber nicht wieder durch die Haustür gehen, wegen der Außenlichtanlage. Also ging ich einfach in ein anderes Zimmer und kletterte aus dem Fenster. Aber im Nachhinein bin ich mir gar nicht mehr so sicher, dass es eine gute Idee war den Stein wieder mitzunehmen. Was da unten vor sich ging ... Wir haben es hier mit

einer knallharten Sekte zu tun! So sah es jedenfalls aus. Der Stein ist diesen Typen ungeheuer wichtig, sie haben ihn richtig angebetet, und ich könnte mir vorstellen, dass sie fuchsteufelswild werden, wenn sie merken, dass er weg ist.«

»Sie wissen ja zum Glück nicht, wer ihn hat«, bemerkte Justus.

»Noch nicht. Aber das könnte sich ändern. Was hat es nur mit diesem Stein und dem komischen Schwert auf sich? Die faselten irgendwas von Macht, aber was kann ein Glasschwert schon für eine Macht haben?«, fragte Peter. »Das geht doch alles nicht mit rechten Dingen zu.«

»Das werden wir morgen herausfinden«, beschloss der Erste Detektiv. »Und zwar bei Mr. Whitehead.«

Wieder öffnete der Butler Ben ihnen die Tür. Justus hatte damit gerechnet ihn überrascht zu sehen, doch seinem ausdruckslosen Gesicht war nicht zu entnehmen, ob er sich über den erneuten Besuch der drei ??? wunderte.

»Wir möchten zu Mr. Whitehead«, sagte der Erste Detektiv. »Ist er da?«

»Ich werde mich erkundigen, ob er euch empfangen möchte«, erwiderte der Butler kühl und verschwand im Haus. Wenig später kam er zurück und ließ die drei ??? eintreten. Mr. Whitehead erwartete sie erneut auf der Terrasse.

»Ich bin erfreut euch so schnell wiederzusehen. Ihr bringt mir hoffentlich gute Nachrichten«, sagte er, nachdem sie sich begrüßt und die drei Detektive Platz genommen hatten.

»Kommt darauf an«, antwortete Justus reserviert. »Wenn Sie den Auftrag meinen, den Sie uns gegeben haben, dann gibt es gute Neuigkeiten. Wir haben den Stein.«

Benjamin Whitehead sah überrascht auf. »Was?«, fragte er und sein Blick glitt an den drei Jungen entlang, als suchte er sie nach dem begehrten Objekt ab. »Wo? Und woher?«

»Sie werden ihn bekommen«, versprach Justus, ohne seine

Frage zu beantworten. »Vorausgesetzt, Sie sagen uns die Wahrheit.«

»Ich... verstehe nicht ganz«, behauptete der weißhaarige Mann, doch alle drei bemerkten, dass Mr. Whitehead ganz genau verstand, worum es ging.

»Sie wissen mehr über den Stein, als Sie uns gestern gesagt haben. Es war nicht ganz einfach ihn wiederzubekommen. Ohne Peter hätten wir es nie geschafft. Und das, was er gesehen hat, lässt uns vermuten, dass es sich bei diesem Stück Bleikristall um weit mehr handelt als um harmlosen Sammlerkitsch. Wir möchten von Ihnen wissen, was der Stein für eine Bedeutung hat, warum alle möglichen Leute hinter ihm her sind – und was das Ganze mit dem brennenden Schwert zu tun hat.« Bei den letzten Worten beobachtete Justus den Mann ganz genau. Es war nicht zu übersehen, wie dessen Augen sich für einen kurzen Moment weiteten und er dann bemüht war, seine Fassung wiederzuerlangen. »Geben Sie sich keine Mühe uns zu täuschen, Mr. Whitehead«, riet der Erste Detektiv. »Ihr gestriges Verhalten war schon auffällig genug.«

Der Mann sah Justus noch einen Moment hilflos an, dann ließ er resigniert die Schultern und den Kopf sinken und seufzte. »Also schön. Ich werde euch die Geschichte erzählen. Wenn ihr mir sagt, was ihr wisst.«

Doch Peter schüttelte den Kopf. »Erst sind Sie dran«, sagte er bestimmt.

»Na gut.« Er seufzte erneut und trank dann einen Schluck Wasser aus dem Glas, das auf dem Tisch stand. »Wie ihr wisst, kannte ich Billy Ford nicht besonders gut. Wir waren eben Bekannte, aber keine Freunde. Doch früher hatten wir einmal etwas mehr miteinander zu tun und eines Abends, nachdem wir schon einiges getrunken hatten, vertraute er mir ein Geheimnis an. Er erzählte mir von seiner Zeit im afrikanischen Staat Ndalu. Er lebte dort eine Zeit lang als Entwicklungshelfer, doch ich hatte bis vor einigen Tagen auch keine Ahnung, dass er danach

einen anderen Namen annahm. Jedenfalls kam er durch mysteriöse Umstände wohl einer unheimlichen Vereinigung auf die Spur, einer Sekte mit dem Namen ›Bund des Schwertes‹. Diese Sekte verehrte ein Schwert aus Glas. Fragt mich nicht warum, die genauen Hintergründe kenne ich nicht. Jedenfalls war das Schwert für sie besonders wichtig. Es besteht aus drei Teilen: einer Klinge, einem Griff und dem Stein in der Mitte. Doch das Schwert war nicht zusammengesetzt und der Sekte war es verboten zu handeln, bevor sie das Schwert vereint hatten.«

»Zu handeln?«, fragte Peter. »Was waren denn ihre Ziele und warum haben sie das Schwert nicht einfach zusammenmontiert?«

»Ich weiß nichts über ihre Ziele, Billy hat mir nichts darüber verraten. Doch er hatte ungeheure Angst vor der Sekte. Es musste ein dunkles Geheimnis dahinterstecken, das ihn ganz blass werden ließ, während er mir die Geschichte erzählte. Die Sekte versprach sich von dem Schwert wohl irgendeine Macht. Doch diese Macht konnte nur aktiviert werden, wenn das Schwert in einem ganz bestimmten Augenblick zusammengesetzt wurde. Dann würde es anfangen zu brennen, daher heißt es auch das brennende Schwert. Dieser richtige Augenblick war die Vereinigung von Tag und Nacht, so erzählte Billy es mir jedenfalls.«

Die drei ??? warfen sich vielsagende Blicke zu. Genau davon hatten auch die vier Menschen gesprochen, die Peter im Keller des Hauses belauscht hatte. »Was hat das zu bedeuten?«, wollte Bob wissen.

»Eine Sonnenfinsternis«, antwortete Whitehead. »Bei einer Sonnenfinsternis schiebt sich der Mond vor die Sonne und verdunkelt diese für ein paar Minuten. Das ist der Moment, in dem Tag und Nacht sich vereinen.«

»Die Sonnenfinsternis!«, rief Peter. »Die ist in vier Tagen! Deshalb sprachen diese Sektenanhänger gestern davon, dass sie nur noch vier Tage Zeit hätten.«

Mr. Whitehead warf ihm einen fragenden Blick zu. Der Zweite Detektiv bedeutete ihm mit einer Geste, dass er später alles erklären würde. »Billy Ford war in den sechziger Jahren in Ndalü und 1962 stand auch dort eine Sonnenfinsternis bevor. An diesem Tag sollte das Schwert zusammengesetzt werden. Doch Billy, der davon Wind bekommen hatte, gelang es das Schwert – oder besser seine Einzelteile – zu stehlen. Die Sekte war daraufhin natürlich hinter ihm her und Billy ging zurück in die USA. Doch die Mitglieder des Schwertbundes folgten ihm bis hierher und ich vermute, dass er deshalb seinen Namen geändert hat, um unentdeckt zu bleiben. Seitdem hütete er die Einzelteile des brennenden Schwertes in der Hoffnung, die Sekte würde sie nie wieder in die Hände bekommen.«

»Warum hat er das Schwert nicht einfach zerstört?«, fragte Peter.

»Billy sagte mir, dass das Schwert seine Macht nur dann verlore, wenn es ebenfalls während einer Sonnenfinsternis zerstört wird. Sonst würde ein ewiger Fluch auf demjenigen lasten, der es als Letztes berührt hat. Er hat diese nächste Sonnenfinsternis herbeigesehnt, um sein Werk endlich zu vollenden, doch nun ist er wenige Wochen zuvor verstorben.«

»Und hat Ihnen das Schwert vererbt«, fuhr Bob fort. »Damit Sie das für ihn übernehmen. Aber warum hat er dieses Versteckspiel mit Onkel Titus und den anderen beiden Erben veranstaltet, die Sie erst aufsuchen mussten? Es wäre doch viel einfacher gewesen Ihnen das Schwert gleich zukommen zu lassen.«

Justus antwortete an Benjamin Whiteheads Stelle: »Weil er ahnte, dass nach seinem Tod seine wahre Identität bekannt werden würde. Und so ist es ja auch geschehen. Er wusste, dass die Mitglieder der Sekte noch in der Nähe waren, und wollte verhindern, dass sie das Schwert in die Finger bekommen. Also vererbte er jedes Teil einzeln, um die Spuren zu verwischen.«

Whitehead nickte. »So denke ich mir das auch. Und deshalb

war ich auch so erschrocken, als ich von den Einbrüchen erfuhr. Der Bund des Schwertes ist tatsächlich noch irgendwo hier und nach wie vor auf der Suche nach dem Schwert. Es ist ungeheuer wichtig, dass sie es nicht vor der Sonnenfinsternis entdecken.« Abrupt wurde seine Stimme fordernd: »Aber jetzt erzählt mir eure Geschichte! Wie seid ihr an den Stein gekommen?«

Die drei ??? sahen sich an. Nach einem aufmunternden Nicken von Justus erzählte Peter alles, was er im Hause von Stan gesehen und gehört hatte. Als er von dessen Plan berichtete die drei ??? beobachten zu lassen, wurde Mr. Whitehead unruhig.

»Aber ... aber wenn sie euch wirklich beobachtet haben, dann stehen sie womöglich schon vor meiner Tür!«

Doch Bob schüttelte den Kopf. »Sicherlich nicht. Sie haben nämlich gar nicht mitbekommen, dass wir verschwunden sind.«

Mr. Whitehead runzelte die Stirn und Peter erklärte: »Wir haben uns heute in der Zentrale getroffen, das ist der Wohnwagen, der uns als Büro dient. Wenn es Beobachter gab, haben sie uns hineingehen, aber nicht wieder herauskommen sehen. Wir haben nämlich ein paar Geheimgänge. Einer führt unterirdisch unter dem Wohnwagen hindurch in die überdachte Werkstatt des Schrottplatzes. Von dort haben wir einen weiteren Geheimweg genommen, der direkt durch die Umzäunung führt. Ich bin mir sicher, niemand hat bemerkt, dass wir die Zentrale verlassen haben.«

Mr. Whitehead atmete erleichtert auf. »Ich weiß zwar nicht, wie weit diese Leute gehen würden, doch allein die Tatsache, dass sie Billy Ford von Afrika bis nach Amerika verfolgt haben, nur um an das Schwert heranzukommen, beweist schon, dass sie vor nichts zurückschrecken. Billy wusste das. Er hat sogar seine Identität geändert, nur um vor ihnen sicher zu sein. Die Sonnenfinsternis steht bevor. Ich möchte nicht wissen, was passiert, wenn der Sekte das brennende Schwert in die Hände

fallt. Daher habe ich euch auch gestern nicht die Wahrheit gesagt. Ich hoffe, ihr könnt mir das verzeihen.«

Justus nickte. »Jetzt kennen wir ja die Umstände. Sie haben den Stein wieder. Verstecken Sie ihn gut. So wie die Klinge und den Griff. Oder noch besser: Zerstören Sie das Schwert sofort.«

Mr. Whitehead sah den Ersten Detektiv ratlos an. »Ich weiß, es klingt albern. Eigentlich glaube ich nicht an finstere Mächte und Magie und solche Dinge. Aber Billy sprach damals mit einer solchen Eindringlichkeit, dass ich seinen Rat besser befolge und das Schwert erst zerstöre, wenn die Sonnenfinsternis eingetreten ist. Ich möchte den Fluch nicht auf mich ziehen.« Er lachte. »Ihr müsst mich für einen abergläubischen Idioten halten. Aber wenn ihr Billy damals gehört hättet, würdet ihr ähnlich denken. Die Angst stand in seinen Augen, als er von dem brennenden Schwert, seiner Macht und seinem Fluch erzählte. Ich werde noch vier Tage warten, bis ich es zerstöre.«

Justus dreht sich plötzlich um. Er blickte zur geöffneten Terrassentür. Dann stand er abrupt auf, ging hinüber und schloss die Tür. Er kehrte zurück und sah den erstaunten Mr. Whitehead ernst an. »Ben«, sagte er, »können Sie ihm vertrauen?«

»Ben? Warum fragst du?«

»Peter hat gestern schon bemerkt, dass er unser Gespräch offenbar belauscht hat.«

Benjamin Whitehead lachte. »Ben? Na gut, zugegeben, er ist ein bisschen neugierig. Aber ich bin mir sicher, dass ich ihm vertrauen kann. Selbst wenn er uns belauscht haben sollte – was ich nicht unbedingt glaube –, welche Gefahr sollte davon ausgehen?«

»Ich weiß nicht«, gestand Justus. »Aber je weniger Menschen vom brennenden Schwert wissen, desto besser ist es im Moment für Sie. Weiß Ben über die Geschichte Bescheid?«

Whitehead schüttelte den Kopf. »Ich habe ihm nichts gesagt. Wisst ihr, Ben ist zwar schon seit einigen Jahren bei mir, doch

er kommt nur am Abend und an den Wochenenden. Tagsüber bin ich ohnehin im Büro, da brauche ich ihn ja nicht. In dieser Zeit hat sich nicht gerade ein intensiver Kontakt aufgebaut, Ben weiß daher wenig über mich und mein Leben.«

»Umso besser. Sie sollten dennoch aufpassen, dass er nicht mehr mitbekommt als nötig«, riet Justus, dann erhob er sich. »Wir müssen gehen«, sagte er.

Mr. Whitehead begleitete sie zur Tür. »Ich danke euch noch einmal dafür, dass ihr den Stein für mich gefunden und euch so in Gefahr dafür begeben habt. Ich werde mich bei euch noch dafür erkenntlich zeigen.«

»Das ist nicht nötig, Mr. Whitehead«, antwortete Justus.

»Schließlich haben wir eigentlich nur den Auftrag meines Onkels ausgeführt und Ihnen den Stein gebracht.«

»Grüß deinen Onkel von mir, Justus. Auf Wiedersehen.«

Die drei Detektive gingen zu ihren Fahrrädern und fuhren los in Richtung Zentrale. Peter drehte sich noch einmal zum Haus und sah einen Schatten hinter der Gardine eines Fensters im oberen Stockwerk. »Da ist er wieder«, sagte er, »dieser Butler. Ich hatte heute schon wieder das Gefühl, dass er uns belauscht.«

Bob nickte. »Ja, mir kam es auch so vor, als seien wir nicht alleine. Diese ganze Angelegenheit bleibt mysteriös.«

»Wie meinst du das?«, wollte Peter wissen.

»Na ja, dieser Fall ist irgendwie noch nicht geklärt. Wir haben den Stein zwar wieder und ihn ordnungsgemäß Mr. Whitehead überreicht, aber es bleiben noch so viele Fragen offen. Diese geheimnisvolle Sekte – ich blicke da noch nicht so ganz durch. Und wir wissen immer noch nicht, wer uns gestern den anonymen Tipp gegeben hat, wo der Stein zu finden ist. Und schließlich gibt es noch Ben, den Butler, dem ich nicht über den Weg traue.«

Justus nickte. »Du hast Recht. Der Fall ist auch für mich noch nicht abgeschlossen. Wir sollten unbedingt überprüfen,

was Whitehead uns erzählt hat. Ich möchte zu gerne mehr über das brennende Schwert und den Bund des Schwertes herausfinden. Bob, meinst du, du kannst da etwas recherchieren?«

Bob hatte früher einmal in der Stadtbibliothek von Rocky Beach aushilfsweise gearbeitet, bevor er den Job bei der Musikagentur von Sax Sendler bekommen hatte. Da er ohnehin für Recherchen verantwortlich war, nickte er begeistert, denn noch immer faszinierte es ihn stundenlang in alten Büchern zu wälzen, um Informationen auszugraben. »Klar. Ich werde mich gleich morgen nach der Schule an die Arbeit machen.«

## Bobs Recherchen

Am nächsten Tag hielt Bob sein Versprechen und fuhr nach der Schule direkt zur Bibliothek. Miss Bennett, die Bibliothekarin, lächelte ihm erfreut zu, als sie ihn sah. »Bob! Schön, dass du dich mal wieder hier blicken lässt. Suchst du dir ein bisschen Freizeitlektüre aus? Oder etwas für die Schule? Oder sind deine Freunde und du mal wieder einem heißen Fall auf der Spur?« Sie zwinkerte ihm verschwörerisch zu.

»Eher Letzteres«, antwortete Bob. »Obwohl wir noch nicht ganz wissen, ob der Fall wirklich einer ist.«

»Was suchst du denn?«, fragte Miss Bennett, doch dann schüttelte sie den Kopf und lächelte ihn entschuldigend an.

»Ach was, du kennst dich ja mindestens ebenso gut hier aus wie ich, du wirst schon finden, was du suchst, oder?«

»Glaube ich auch«, erwiderte Bob und ging dann durch die Reihen mit den Bücherregalen. Im hinteren Teil der Bibliothek stand der Computer. Bob setzte sich an den Bildschirm und gab das Stichwort »Sekten« ein. Das Programm, das alle ausleihbaren Bücher gespeichert hatte, spuckte sofort die in Frage kommenden Titel aus. Bob schrieb sich die Signaturen auf und wanderte dann an den Regalen entlang, um sich die entsprechenden Bände herauszusuchen. Mit einem Stapel von etwa einem Dutzend Büchern setzte er sich dann an einen Tisch und begann sie durchzublättern. Er sah in den Registern unter dem Stichwort »Bund des Schwertes« nach, doch nur in einem Buch wurde er fündig. Hier gab es gleich ein ganzes Kapitel über diese Sekte. Bevor Bob den Abschnitt las, klappte er das Buch noch einmal zu und sah sich den Einband an. Der Autor war Dr. Ken Wright und das Buch trug den Titel »Der Glaube an das Unglaubliche – Sekten und ihre Geschichten«. Dann überflog er die Kurzbiographie des Autors.

Plötzlich stand Bob auf, brachte alle anderen Bücher zurück in die Regale und ging mit diesem Band zur Ausleihe.

»Schon fertig?«, fragte Miss Bennett erstaunt, während sie Bobs Büchereikarte entgegennahm und das Buch auf seinen Namen registrierte.

»Ich habe mich gerade entschlossen vor Ort weiterzumachen«, erwiderte er.

»Vor Ort?«

»Ja. Anstatt das Buch zu lesen, das mich interessiert, besuche ich lieber gleich den Autor.«

Der klapprige Käfer rollte über die Bergstraßen der Santa Monica Mountains. Bob fuhr Richtung Los Angeles, genauer zur Universität, die am Rande der Großstadt lag. Er hatte gelesen, dass der Autor des Buches, Dr. Ken Wright, hier an der Universität unterrichtete und so war es für Bob nur nahe liegend ihn direkt aufzusuchen. Immerhin schien er ein Fachmann für den Bund des Schwertes zu sein. An roten Ampeln überflog er das Kapitel schnell und auf dem riesigen Parkplatz der Universität las er es noch einmal ganz.

Es dauerte lange, bis er sich auf dem riesigen Gelände der Uni halbwegs zurechtgefunden hatte. Nach langem Suchen und Herumirren in den vielen Gebäuden, in denen Studenten und Professoren geschäftig hin und her gingen, stand er schließlich vor dem Büro von Dr. Wright, einem Dozenten für Geschichte, wie er bis dahin herausgefunden hatte. Er hatte Glück, denn Dr. Wright war in seinem Büro und hatte sogar Zeit für ihn. Er bat ihn herein und Bob nahm auf der anderen Seite seines Schreibtisches Platz. In diesem Moment klingelte das Telefon und Dr. Wright sprach eine Weile mit jemandem, so dass Bob genug Zeit hatte, sich den Raum und sein Gegenüber genau anzusehen.

Das kleine Büro im vierten Stock mit Blick auf den Campus war mit Metallregalen vollgestellt, die mit Aktenordnern gefüllt waren. Auf dem Schreibtisch herrschte bewundernswerte Ordnung. Dr. Wright war ein großer Mann mit Glatze.

Nur ein grauer Haarkranz war übrig geblieben, dafür trug er einen dichten, weißen Vollbart. Genau so sah in Bobs Vorstellung ein Doktor an der Universität aus. Doch es war etwas an ihm, das ihn stutzig machte. Es kam ihm vor, als hätte er den Mann schon einmal gesehen. Vermutlich verwechselte er ihn mit einem Schauspieler, doch bevor er dazu kam, weiter darüber nachzudenken, beendete Dr. Wright sein Telefonat und wandte sich ihm zu.

»Was kann ich für dich tun? Geht es um eine Arbeit?«

Bob schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin gar nicht an der Uni. Ich hatte nur gehofft Sie hier zu finden, da ich ein Buch von Ihnen entdeckt habe und gerne Näheres darüber wissen würde.« Er hielt ihm den geliehenen Band entgegen.

Dr. Wright lächelte. »Es ist schon einige Zeit her, dass ich das geschrieben habe. Was interessiert dich denn genau?«

»Es geht mir speziell um den Bund des Schwertes.«

»Brauchst du das für die Schule?« fragte Dr. Wright und es schien, als sei er nicht im mindesten überrascht von Bobs Interesse.

Fast hätte Bob genickt, doch dann fiel ihm ein, dass ein so großes Engagement für die Schule wohl nicht sehr glaubwürdig wäre. Stattdessen antwortete er: »Nein, es ist eher von privatem Interesse.« Er hoffte, dass Dr. Wright nicht weiter nachfragen würde.

Tatsächlich gab sich der Mann damit zufrieden. »Was genau möchtest du wissen?«

»Können Sie mir etwas über die Geschichte der Sekte erzählen?«, fragte Bob.

»Nun, über die Ursprünge der Sekte ist nicht viel bekannt. Sie entstand wohl, als die ersten Europäer mit kriegerischen Absichten nach Westafrika vordrangen und dort auf die ihnen vollkommen fremde Kultur stießen. Sie wurden das erste Mal mit der Götterwelt und dem Glauben der Eingeborenen an übernatürliche Kräfte konfrontiert. Im Laufe der Zeit integrier-

ten sie die Legenden der Schwarzen in ihre eigene Kultur und durch diese Vermischung wurden einige Teile der alten Geschichten neu gedeutet und ausgelegt. Dadurch entstand die Sage vom brennenden Schwert. Dieses Schwert gehörte angeblich einmal zwei Göttern, einem Zwillingsspaar. Der eine war der Herrscher über den Tag, der andere wachte über die Nacht. In der Legende waren die Götter sterblich und als die Zeit der Zwillinge gekommen war, legten sie all ihre Kraft in das Schwert und zerbrachen es daraufhin, damit niemand sich diese Kraft zunutze machen konnte. Doch wenn Tag und Nacht sich in der Zukunft noch einmal vereinten, dann sollte die Macht des brennenden Schwertes für jeden nutzbar sein, der in genau diesem Moment das Schwert wieder zusammenfügte.«

»Wenn Tag und Nacht sich vereinen?«, fragte Bob. »Was bedeutet das?«

»Damit wurde in der Legende eine Sonnenfinsternis umschrieben«, erklärte Dr. Wright. »Dazu komme ich gleich. Das Schwert gibt es tatsächlich und niemand weiß, woher es kam oder wer es gemacht hat. Es tauchte irgendwann im afrikanischen Staat Ndalú auf, der damals noch unter europäischer Herrschaft stand. Die Anhänger des Schwertbundes verehrten diese Waffe, für sie war sie ein Symbol der Macht. Doch im Jahre 1960 erlangte Ndalú die Unabhängigkeit und der Bund des Schwertes wurde von einer harmlosen kleinen Religion zu einer rassistischen Sekte. Die Mitglieder waren fast ausschließlich Weiße und sie glaubten Ndalú zurückerobern zu können, wenn sie die Macht des brennenden Schwertes hätten. Viele von ihnen hatte hohe politische Stellungen und planten eine erneute Unterdrückung der Schwarzen in Ndalú. Die Sekte wartete auf die nächste Vereinigung von Tag und Nacht, auf die Sonnenfinsternis, die im Juli 1962 stattfinden sollte. Doch kurz vorher verschwand das Schwert plötzlich. Angeblich hatte ein ehemaliges Sektenmitglied, das dieser Ideologie den Rücken gekehrt hatte, es gestohlen. Der Bund des Schwertes löste

sich daraufhin auf, da es nun kein festes Zentrum seinen Glaubens mehr gab. Nur einige Unverbesserliche verfolgten den Dieb des Schwertes bis hierher nach Kalifornien, unter ihnen der Anführer der Sekte. Dieser Anführer starb jedoch kurz darauf und ihr religiöses Gesetz besagte, dass nur derjenige das neue Oberhaupt der Sekte werden konnte, der das brennende Schwert besaß und vereinte. Da nun sowohl das Schwert verschwunden als auch der Anführer gestorben war, hatte die Sekte nichts mehr, woran sie sich festhalten konnte, und es wurde sehr still um sie.«

»Heißt das, dass die Sekte sich aufgelöst hat?«, wollte Bob wissen.

»Das glaubten viele, bis die Sekte Ende der sechziger Jahre in dieser Gegend noch einmal von sich reden machte, doch danach verschwanden die Mitglieder endgültig von der Bildfläche.«

Bob holte tief Luft. Das waren viele Informationen, die er erst einmal verdauen musste. »Das brennende Schwert«, begann er schließlich, »hatte es denn tatsächlich magische Kräfte? Und warum soll es brennen, wenn es bei einer Sonnenfinsternis zusammengesetzt wird?«

»Magische Kräfte ... Im herkömmlichen Sinne vielleicht nicht. Doch der Glaube ist auch eine Art von Magie, denn er veranlasst Menschen Dinge zu tun, die sie ohne diesen Glauben niemals tun würden. Viele Kriege sind im Namen verschiedener Götter und Religionen geführt worden und für die Menschen war der Glaube Motivation genug, um andere Menschen dafür zu töten. Das ist schon eine Art Magie, wenn auch eine sehr dunkle und beängstigende. Die Leute im Hintergrund, Machthaber und Politiker, sehen die ganze Sache jedoch viel nüchterner. Sie benutzen diesen Glauben, um das Volk zu manipulieren. Was sie durch ihre Politik nicht erreichen, nämlich einen Grund zu finden Krieg zu führen, erreichen sie durch den religiösen Glauben der Menschen.«

»Und welche Ziele hatte der Bund des Schwertes? Ging es ihm noch immer um die Politik in Ndal, nachdem er hier in Kalifornien gelandet war? Oder um Magie?«

»Das ist schwer zu sagen«, meinte Dr. Wright. »Ich persönlich glaube, dass es bei dem Bund des Schwertes ein Oberhaupt gab, dem es um ganz andere Dinge ging als um das Schwert und seine Macht. Dieses Oberhaupt wollte politischen und wirtschaftlichen Einfluß und benutzte seine Jünger dazu beides zu erreichen. Denn darum geht es letztlich bei jeder Art von Sekte: Die Menschen im Hintergrund wollen Geld und Macht. Die Religion ist dabei nur Mittel zum Zweck. Damit ködern sie Menschen, die ihnen dienen und mit deren Hilfe sie ihre Machtposition ausbauen können. Auch ein völlig wertloser Glasgegenstand wie das brennende Schwert kann so zu einem beängstigenden Machtinstrument werden. Nämlich dann, wenn es Menschen gibt, die im Namen des Schwertes dazu bereit sind ihrem Anführer bedingungslos zu dienen.«

»Aber diesen Anführer gibt es ja nun nicht mehr«, sagte Bob. »Also ist auch niemand mehr da, der den Glauben der Sektenanhänger missbrauchen könnte.«

»Das ist nicht ganz richtig. Beim Bund des Schwertes gibt es eine strenge Hierarchie. Neben dem unantastbaren Herrscher, dem alle folgen müssen, gibt es noch den sogenannten Bewahrer. Er ist der Hüter alter Geheimdokumente und mystischer Schriften, die die religiösen Gesetze genau festhalten. Der Bewahrer fungiert außerdem sozusagen als Stellvertreter für den Anführer. Es gäbe also schon noch jemanden, der den Glauben der Sekte missbrauchen könnte.«

Bob nickte. »Und wenn das Schwert wieder auftauchen sollte«, fuhr er vorsichtig fort, »und es tatsächlich bei der nächsten Sonnenfinsternis zusammengesetzt wird, was würde dann passieren? Es würde doch nicht wirklich brennen, oder?«

Dr. Wright legte seine Fingerspitzen aneinander. »Doch, das würde es.« Er lächelte. »Natürlich nicht wirklich. Aber soweit

ich weiß, ist das Schwert aus einem besonders kunstvoll verarbeiteten Bleikristall geschaffen worden. Wenn alle drei Teile zusammengesetzt werden, dann bricht der Kristallstein in der Mitte das Sonnenlicht so, dass das Licht auf die Klinge übertragen wird. Die Glasklinge beginnt zu leuchten und dann muss es wohl so aussehen, als würde das Schwert tatsächlich brennen oder zumindest glühen.«

»Und wenn das passiert? Was hätte das für Konsequenzen für die Sekte?«

»Nun, derjenige, der das Schwert zusammensetzt, wird laut den Regeln das neue Oberhaupt der Sekte. Wenn es ein Sektenmitglied ist, das sehr angesehen ist, dann wird es als anerkannter Herrscher dazu in der Lage sein, alle anderen Sektenmitglieder negativ zu beeinflussen. Das kann unter Umständen sehr gefährlich sein, denn oft haben diese Mitglieder wichtige politische oder wirtschaftliche Stellungen und wenn sie ihre Macht dem Herrscher zur Verfügung stellen, dann ist es ihm möglich ein komplexes rassistisches System aufzubauen.«

»Was bedeutet das?«, wollte Bob wissen.

»Im Klartext: Wenn das Schwert zusammengesetzt wird und das neue Oberhaupt der Sekte befiehlt seinen Untertanen, dass sie etwas gegen Schwarze und Ausländer und Juden und Homosexuelle und andere Minderheiten unternehmen sollen, dann kann er damit Erfolg haben. Die Voraussetzung dafür ist natürlich, dass diese Untertanen die Möglichkeiten haben etwas in diese Richtung zu unternehmen. Aber wenn einer von ihnen zum Beispiel Inhaber einer großen Firma ist, wird er daraufhin alle ausländischen Angestellten entlassen.«

»Aber ...«, begann Bob und er spürte eine Ohnmacht gegenüber dieser Vorstellung in sich aufsteigen, »aber diese Menschen können doch nicht so dumm sein! Sie müssen doch selbst entscheiden können, was für sie richtig ist und was falsch. Wie können sie einfach blind einem Anführer folgen?«

Ein bitteres Lächeln huschte über Dr. Wrights Gesicht. »Die

Menschen sind leider oft sehr dumm, mein Junge. Das ist das Traurige. Wegen ihres Glaubens sind sie sehr leicht zu beeinflussen. Es muss nur jemand in der richtigen Position sein, um die innere Überzeugung anderer Menschen ausnutzen zu können. Das kann ganz schnell gehen. Aber der Glaube an eine bestimmte Sache darf niemals die Unterdrückung von Minderheiten rechtfertigen. Oder Schlimmeres.«

Bob lief ein Schauer über den Rücken, als er sich vorstellte, was alles passieren konnte, wenn ein Fanatiker zu viel Macht erlangte und die Sektenanhänger ihm blind folgten. Niemand, der nicht ihrer Meinung war, wäre noch sicher. »Was denn?«, fragte er.

»Ich sprach doch eben von dem Aufsehen, das die Sekte in den sechziger Jahren hier in Kalifornien erregte. Damals ging es um einen Todesfall. Ein Sektenmitglied entpuppte sich als Spitzel. Der Mann hatte sich in die Sekte eingeschlichen, um sie von innen heraus unschädlich zu machen und die festgefahrenen Strukturen aufzubrechen. Doch er wurde von den anderen entdeckt und seine Tarnung flog auf. Aus Angst vor der Rache der Mitglieder brachte er sich um. Dieser Fall ging damals durch die Presse und machte eine Menge Wirbel. Daraufhin wurde es ruhig um die Sekte. Vermutlich wurden sie vorsichtiger und arbeiteten lieber im Untergrund weiter. Viele glaubten damals, die Sekte hätte sich aufgelöst, doch ich bin davon überzeugt, dass es sie immer noch irgendwo hier in der Nähe gibt und dass sie immer noch auf der Suche nach dem brennenden Schwert sind. Ihnen fehlt ein Anführer und ihnen fehlt das Schwert, daher sind sie noch relativ ungefährlich. Doch sobald sie beides wiederhaben, kann es sehr gefährlich werden. Für uns alle.« Dr. Wright sah Bob eindringlich an, doch dann entspannte sich sein Gesicht und er lächelte heiter. »Aber so weit wird es hoffentlich nie kommen, denn das Schwert ist schon seit Jahrzehnten verschollen und vermutlich wird es auch so bleiben und die Sekte wird es niemals mehr in

die Finger bekommen.«

Bob schluckte und erneut durchlief ein eiskalter Schauer seinen Körper. Dr. Wright mochte dieser Gedanke beruhigen, doch er wusste es leider besser. »Möglicherweise ist es ja auch zerstört worden«, sagte Bob. »Wäre das nicht das Beste?«

Wright verzog das Gesicht. »Vielleicht. Aber auf der anderen Seite könnte die Zerstörung des Schwertes auch ungeahnte Folgen haben und die Rache der Sektenmitglieder heraufbeschwören. Wenn sie erfahren, dass es zerstört worden ist, dann ... Nun, niemand kann ahnen, was dann passieren wird. Doch es muss nicht unbedingt zu unserem Besten sein. Aber, sag mal, dein Interesse an dieser Geschichte ist ja ungewöhnlich groß. Ich hoffe, du hast nicht mehr damit zu tun als du zugibst.« Das klang eher nach einem Wunsch als nach einer Frage.

»Was? Äh, nein, natürlich nicht. Was meinen Sie?« Bob ohrfeigte sich in Gedanken für diese gestotterte Antwort. Doch das, was er gerade erfahren hatte, hatte ihn sehr verunsichert und ihm große Angst gemacht.

»Es war nur so ein Gedanke«, sagte Dr. Wright beschwichtigend. »Wie dem auch sei: Falls du jemals mit dem Bund des Schwertes – oder auch irgendeiner anderen Sekte, egal welcher – zu tun haben solltest, lass die Finger davon! Das kann ich nur eindringlich betonen. Mit diesen Menschen ist nicht zu spaßen. Für ihren Glauben – und für ihren Anführer – sind sie zu allem fähig.«

Bob nickte nur. Er hatte einen dicken Kloß im Hals und brachte kein Wort mehr heraus. Seine einzigen Gedanken galten jetzt Justus und Peter – und nicht zuletzt Benjamin Whitehead, den sie unbedingt warnen mussten. Vermutlich wusste der überhaupt nichts von der Gefahr, in der er schwebte, solange sich das brennende Schwert in seinem Besitz befand. »Ich glaube, ich muss jetzt gehen«, sagte Bob. »Vielen Dank für die vielen Informationen. Das war sehr nett von Ihnen.«

»Nichts zu danken. Ich muss jetzt auch in den Hörsaal und eine Vorlesung halten.« Dr. Wright erhob sich von seinem Stuhl und Bob verabschiedete sich von ihm.

Auf dem Rückweg durch den riesigen Universitätskomplex beschlichen ihn immer wieder düstere Vorahnungen, die er den ganzen Tag über nicht loswerden sollte.

Übermorgen war die Sonnenfinsternis.

## Eine eindeutige Warnung

»Nachdem ich bei Dr. Wright war, bin ich noch ein wenig durch die Uni gelaufen und habe zufällig Professor Olafson getroffen, einen Freund meines Vaters. Er unterrichtet Physik und Astronomie. Bei ihm habe ich die Daten über die Sonnenfinsternis in Ndalü überprüft. Alles, was Wright mir erzählt hatte, stimmt«, berichtete Bob seinen Freunden als sie sich am Nachmittag in der Zentrale trafen. »Außerdem erklärte mir Professor Olafson, dass die bevorstehende Sonnenfinsternis hier in Rocky Beach nur zu 98 Prozent vollständig ist.

Der Mond bedeckt die Sonne vollständig einige Meilen weiter nordöstlich. Aber das nur so nebenbei. Als ich zurück nach Rocky Beach fuhr ...« Er stockte, und seine Hände spielten nervös am Saum seines T-Shirts. »Ich hatte ständig das Gefühl, beobachtet oder verfolgt zu werden.«

»Hast du jemanden gesehen?«, fragte Justus. »War jemand hinter dir her?«

Bob schüttelte den Kopf. »Eben nicht. Ich habe ständig in den Rückspiegel gestarrt, aber es ist mir nichts aufgefallen. Es war ja nur ein Gefühl, aber wenn ich ehrlich sein soll, habe ich das auch jetzt noch. Seit Dr. Wright mir die Geschichte über den Bund des Schwertes erzählt hat, glaube ich immer mehr, dass wir es diesmal mit einem Fall zu tun haben, der ein paar Nummern zu groß ist.«

»Sehe ich genauso«, stimmte Peter ihm zu. »Ich hätte nie gedacht, dass wir einer so unheimlichen Sache auf der Spur waren. Sekten! Mord und Totschlag! Gut, dass wir Onkel Titus als Klienten befriedigt haben, dann können wir uns ja jetzt aus der Sache heraushalten.«

»Findest du nicht, dass du übertreibst?«, meinte Justus. »Mord und Totschlag gab es bisher zumindest noch nicht.«

»Und was ist mit dem Typ, der sich umgebracht hat, weil er Angst vor dem Sektenwahnsinn hatte? Das fällt für mich unter

die Kategorie Mord und Totschlag«, ereiferte sich Peter. »Außerdem hast du diese Typen in dem Keller nicht erlebt. Das waren echte Fanatiker, wer weiß, was die vorhaben!« Dann wurde er sehr ernst: »Warum werde ich eigentlich den Eindruck nicht los, dass du schon wieder etwas im Schilde führst, Just?«

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Du wirkst so merkwürdig gelassen. Das ist immer dann der Fall, wenn du einen Plan im Hinterkopf hast, den du uns aber noch nicht mitteilen willst. Du hast doch nicht etwa vor an der Sache dranzubleiben?«

»Dranbleiben ...«, murmelte Justus. »Da gibt es ja nichts dranzubleiben. Ich finde nur, dass wir uns jetzt nicht einfach so aus der Affäre ziehen können. Übermorgen ist die Sonnenfinsternis. Das sind zwar nur noch zwei Tage, aber wer weiß, was diese Sekte bis dahin noch anrichten kann. Wir sollten auf jeden Fall Mr. Whitehead warnen. Am besten ist es, wenn er das Schwert sofort zerstört.«

»Und der Fluch?«, warf Peter ein.

»Es gibt doch überhaupt keinen Fluch«, entgegnete Justus etwas gereizt.

»Aber Dr. Wright sagte, dass es nicht unbedingt klug wäre das brennende Schwert zu zerstören«, gab Bob zu bedenken.

»Benjamin Whitehead würde sich damit womöglich unnötig in Gefahr begeben. Wenn die Sekte jemals herausbekommt, dass er das Schwert in seinem Besitz hatte und dann zerstört hat, ist er dran.«

»Aber dann gibt es ja überhaupt keine Lösung für das Problem«, bemerkte der Zweite Detektiv. »Man kann das Schwert nicht gefahrlos zerstören, aber behalten kann man es auch nicht, wenn man nicht sein Leben in Angst und Schrecken verbringen will. Man müsste das Schwert irgendwie verstecken, so dass es niemals jemand findet.«

»Wir müssen auf jeden Fall mit Mr. Whitehead darüber spre-

chen«, beschloss Justus und wippte in seinem Schreibtischstuhl. »Er muss dringend darüber informiert werden, was für ein gefährliches Objekt er in seinem Haus herumliegen hat. Ich rufe ihn am besten gleich mal an.« Justus wählte die Nummer, erreichte aber nur Whiteheads Anrufbeantworter.

Justus sprach auf Band die Bitte, dass er sie zurückrufen sollte, sobald er wieder zu Hause war.

»Danach lassen wir aber die Finger von der Angelegenheit, in Ordnung?«, fragte Peter erwartungsvoll, nachdem der Erste Detektiv den Hörer wieder aufgelegt hatte, »Diese religiösen Fanatiker sind mir wirklich eine Spur zu heftig. Wer weiß, wozu die in der Lage sind. Meine Begegnung mit ihnen auf ihrer obskuren Versammlung reicht mir eigentlich für den Rest meines Lebens. Ich kann es immer noch nicht fassen. Warum lassen sich diese Leute so manipulieren? Von einem Stück Bleikristall und einem x-beliebigen Menschen, der es wie ein Puzzle zusammensetzt! Das will mir nicht in den Kopf.«

Bob und Justus seufzten ratlos. Auch sie wussten darauf keine Antwort. Schließlich sagte Justus: »Lassen wir uns nicht alle gerne beeinflussen? Ich meine, können wir heutzutage überhaupt noch klar unterscheiden, welche Entscheidungen wir bewusst alleine treffen und bei welchen wir uns beeinflussen lassen?«

»Ich treffe alle meine Entscheidungen alleine!«, empörte sich Peter.

»Bist du dir da so sicher? Was tust du zum Beispiel, wenn du dir neue Turnschuhe kaufen willst? Du wirst von der Werbung beeinflusst und von der Marke, die zurzeit ›in‹ ist und an der Schule am häufigsten getragen wird. Oder wenn du mit Kelly ins Kino gehst, dann wirst du von den Filmkritiken aus der Zeitung und dem Fernsehen in deiner Entscheidung beeinflusst, welchen Film du dir ansehen willst. Oder sieh dir einfach nur uns drei an: Wir sind ja nicht gerade immer einer Meinung. Und wenn wir über ein Problem sprechen, beeinflussen wir uns

fortwährend gegenseitig.«

Bob grinste gequält. »Ja, meistens zu deinen Gunsten und auf unsere Kosten.«

»Ich meine ja nur, dass es bei einer Sekte vielleicht ganz ähnlich ist. Die Leute sind sich möglicherweise gar nicht bewusst, dass sie manipuliert werden. Sie glauben an das brennende Schwert, aus welchen Gründen auch immer, und sind bereit dafür alles zu tun.«

»Aber das sind doch erwachsene, intelligente Menschen«, erwiderte Peter aufgebracht. »Wie können die denn auf so einen Aberglauben hereinfallen und dann auch noch so unmenschlich handeln? Es ist doch völlig unlogisch ein Glaschwert zu verehren! Es steckt doch gar nichts dahinter!«

»Wer hat denn behauptet, dass es logisch sei?«, fragte Justus. »Glauben ist immer unlogisch. Sieh dir doch die großen Weltreligionen an: Ob nun Hindus oder Christen oder Moslems oder Buddhisten, sie alle glauben im Grunde an eine unbeweisbare und damit unlogische Sache. Aber darum geht es ja auch gar nicht. Der Glaube an die Religion ist wichtiger als die Religion selbst.«

»Mag ja sein«, gab Peter zu. »Aber was ist dieser Glaube? Worum geht es den Menschen, die der Sekte beitreten? Es dreht sich doch nicht mehr um die Politik in Ndal. Aber worum dann? Wie kommt ein Mensch auf die Idee dem Bund des Schweres zu folgen?«

»Wie alle Religionen verspricht auch der Bund des Schweres seinen Anhängern die Antwort auf ihre Frage nach dem Sinn des Lebens zu geben«, erklärte Bob. »Menschen suchen ständig nach Antworten. Auf die Frage, ob es einen Gott gibt, ob es ein Leben nach dem Tod gibt und wie sie ihr Leben am besten führen sollen. Religion kann da eine große Hilfe sein, da sie vorgibt die Antworten parat zu haben. Und sobald Jemand – aus welchen Gründen auch immer – Gefallen an einer bestimmten Weltanschauung gefunden hat, ist er manipulierbar.«

»Der Sinn des Lebens!« Peter blies die Wangen auf und ließ die Luft geräuschvoll wieder entweichen. »Das ist mir alles zu philosophisch«, erklärte er. »Ich finde die ganze Angelegenheit jedenfalls ziemlich erschreckend.«

»Das Schlimme daran ist, dass diese Leute tatsächlich auch die Macht hätten ihre Wünsche, beziehungsweise die Wünsche ihres Anführers, durchzusetzen«, bemerkte Bob. »Dr. Wright sagte ja, dass viele der Mitglieder in gehobenen Positionen sitzen und von dort aus einiges erreichen können. Das kann einem ganz schön Angst machen.«

»Du sagst es«, stimmte Peter ihm zu. »Deshalb müssen wir ja auch die Finger davonlassen. Dem sind wir nicht gewachsen.«

»Aber wir können auch nicht tatenlos zusehen«, meinte Justus. »Immerhin wissen wir, welche Folgen es haben kann, wenn das Schwert in die falschen Hände gerät. Wir müssen etwas dagegen unternehmen.«

»Falsch. Benjamin Whitehead muss etwas dagegen unternehmen, nicht wir. Wir können ihn nur informieren, alles andere muss er dann schon selbst regeln. Glücklicherweise geht es ja nur noch um zwei Tage. Wenn die Sonnenfinsternis vorüber ist, ist die Gefahr gebannt – zumindest für die nächsten paar Jahre oder Jahrzehnte, wann immer es die nächste Finsternis in dieser Gegend geben wird.«

»Hoffentlich hast du da Recht«, entgegnete Bob. »Immerhin haben wir es noch mit einem Unbekannten zu tun, der uns vorgestern angerufen hat. Und denke an den Butler Ben. Mr. Whitehead war zwar davon überzeugt, dass er harmlos ist, aber glaubst du daran? Ich nicht. Ich befürchte fast, die Geschichte ist auch dann noch nicht ausgestanden, wenn wir Mr. Whitehead warnen.«

Betretenes Schweigen herrschte in der Zentrale. In jedem der drei Köpfe ging das Gleiche vor. Justus, Peter und Bob dachten über die Zukunft nach, die vor ihnen liegen könnte, wenn der Bund des Schwertes zu neuer Macht kommen sollte. Und alle

hatten das gleiche beklemmende Gefühl der Ohnmacht, denn angesichts dieser Gegner konnten sie nichts tun. Bisher hatten sie es immer nur mit einzelnen Verbrechen zu tun gehabt und einem Gegenspieler, den es zu besiegen galt. Doch diese Situation hob sich völlig davon ab. Es gab kein greifbares Verbrechen, zumindest noch nicht. Und es gab keinen einzelnen Gegner, sondern gleich eine ganze Gruppe, von der sie nicht einmal wussten, wie groß sie war. Sie konnten nicht zu Inspektor Cotta gehen, denn was hätten sie ihm vorlegen sollen? Ein paar Einbrüche, bei denen in den meisten Fällen nicht einmal etwas gestohlen wurde. Die Versammlung im Haus von Stan, die Peter beobachtet hatte, war weder verboten gewesen noch gab es handfeste Hinweise auf zukünftige kriminelle Aktionen. Die drei ??? standen mit leeren Händen da. Das beunruhigte sie umso mehr nach der Geschichte, die Bob bei dem Universitätsprofessor in Erfahrung gebracht hatte.

Das Telefon klingelte. Alle drei fuhren erschrocken zusammen, als das laute Schrillen die Stille durchbrach und sie aus ihren Gedanken riss. Justus atmete einmal tief durch und wartete das zweite Klingeln ab. »Das ist hoffentlich schon Mr. Whitehead«, sagte er, dann schaltete er den Verstärker ein und nahm den Hörer ab. »Justus Jonas?«

Eine dunkle, raue Stimme kam verzerrt aus dem Lautsprecher. Sie sagte nur einen Satz, doch der genügte, um allen dreien einen eiskalten Schauer über den Rücken laufen zu lassen. »Kommt uns nie wieder in die Quere!«

## Der uneinsichtige Mr. Whitehead

Justus starrte den Hörer noch lange an, auch als die Verbindung schon längst unterbrochen war. Seine Hand zitterte leicht, als er ihn endlich wieder auf die Gabel legte.

»Sie sind uns auf den Fersen!«, flüsterte Peter. »Was sollen wir denn jetzt nur machen?«

»Niemandem mehr in die Quere kommen«, antwortete Bob.

»Das war ja wohl deutlich. Justus?«

Der Erste Detektiv nickte. »Wir sprechen noch einmal mit Mr. Whitehead und danach unternehmen wir gar nichts mehr.« Auch ihm stand der Schrecken ins Gesicht geschrieben, was selten war. »Hoffentlich meldet er sich bald.«

An diesem Tag rief Whitehead nicht mehr in der Zentrale an. Bob und Peter fuhren nach Hause – Justus beneidete sie nicht um ihren Heimweg. Er musste nur über den Schrottplatz gehen und war in Sicherheit, während seine beiden Freunde wahrscheinlich ständig von dem Gedanken verfolgt wurden aus allen Ecken und Winkeln heraus beobachtet zu werden.

Als Justus im Bett lag, kreisten seine Überlegungen noch lange um den Bund des Schwertes, um Sekten und Fanatiker und um seine Machtlosigkeit gegenüber dieser Situation. Er schlief nicht sehr ruhig.

Die drei ??? trafen sich am nächsten Tag nach der Schule in der Zentrale. Peter kam als Letzter und hielt sich nicht lange mit Begrüßungen auf. »Ich habe lange nachgedacht, Leute. Wir sollten doch Inspektor Cotta verständigen.«

»So? Und was wollen wir ihm sagen?«, fragte Justus, der gerade in einen Apfel biss. »Du weißt doch, dass wir keine Beweise haben. Wogegen auch, es gab ja nicht einmal ein Verbrechen.«

»Doch, das gab es«, widersprach Peter. »Mehrere sogar. Es gab insgesamt fünf Einbrüche: den beim Notar, jeweils einen

bei den drei Erben und einen in unserer Zentrale. Ich weiß, das ist nicht viel, schließlich wurde nur zweimal etwas gestohlen, aber wir könnten diese Sekte damit vielleicht aufhalten.«

»Das ist wirklich nicht viel, Kollege«, meinte Justus. »Zumal es ja eigentlich sechs Einbrüche waren. Den letzten hast nämlich du begangen, als du dir den Stein zurückgeholt hast.«

»Na, hör mal, jetzt sag bloß noch, dass das nicht in deinem Sinne war«, empörte sich Peter.

»Sage ich ja gar nicht. Aber dieser Stan könnte uns einen Strick daraus drehen. Schließlich haben wir uns damit eines Verbrechens schuldig gemacht, das steht fest.«

»Aber das weiß er doch nicht. Ich meine, er weiß nicht, wer den Stein gestohlen hat.«

Der Erste Detektiv biss erneut in seinen Apfel und fuhr schmatzend fort: »Richtig. Aber wir haben ebenfalls keine Beweise dafür, dass die Sekte etwas mit den anderen Einbrüchen zu tun hat. Der einzige Beweis ist der Stein, den du im Keller von Stans Haus gefunden hast. Wenn wir das jedoch angeben, geben wir gleichzeitig den Einbruch bei ihm zu.«

»Aber Cotta wird ein Auge zudrücken«, glaubte Peter. »Schließlich haben wir so was schon öfter gemacht und wir bekamen deswegen noch nie Ärger.«

»Richtig, aber bisher dienten solche Aktionen auch immer der Aufklärung eines Falles. Alles, was wir jetzt aufklären könnten, wäre der Einbruch in unsere Zentrale. Nicht gerade ein gewaltiges Verbrechen.«

»Und was ist mit dem Einbruch beim Notar?«, warf Bob ein, der bisher schweigend zugehört hatte. »Der Diebstahl von wichtigen Dokumenten dürfte etwas schwerer wiegen.«

»Schon, aber den können wir nicht beweisen.«

»Wenn die Polizei Stans Haus durchsucht, vielleicht schon. Möglicherweise findet sie dort die Unterlagen«, sagte Peter.

Justus seufzte: »Möglicherweise aber auch nicht. Und selbst Wenn: Was wäre damit gewonnen? Ich glaube nicht, dass Stan

und seine Leute deshalb für Jahre hinter Gitter wandern. Wahrscheinlich kommen sie mit einer Geldstrafe davon. Wenn man ihnen überhaupt etwas beweisen kann.«

Doch der Zweite Detektiv winkte ab. »Darum geht es doch gar nicht. Es geht darum diese Sekte aufzuhalten. Die Sonnenfinsternis ist morgen. Wenn wir Cotta über alles informieren, kann er es vielleicht hibekommen Stan und seine Leute für vierundzwanzig Stunden handlungsunfähig zu machen. Das würde ja schon reichen.«

»Peter hat Recht«, stimmte Bob zu. »Wenn die Sonnenfinsternis morgen vorbei ist, können wir aufatmen und die Sache vergessen – jedenfalls für die nächsten paar Jahrzehnte. Aber bis morgen sollten wir alles unternehmen, um den Plan der Sekte zu vereiteln.«

Justus sah die beiden ernst an. »Habt ihr euch schon einmal überlegt, was passiert, wenn die Sekte herausbekommt, dass wir ihr die Polizei auf den Hals gehetzt haben? Ich meine, was dann mit uns passiert?«

Plötzlich herrschte Schweigen in der Zentrale und Peter und Bob sahen Justus erschrocken an. Mitten in dieses Schweigen hinein klingelte das Telefon und alle drei zuckten zusammen.

Justus startete seine Freunde an und wusste, dass sie alle das Gleiche dachten. Doch dann riss er sich zusammen, schaltete den Lautsprecher ein und nahm den Hörer ab. »Justus Jonas?«, sagte er mit etwas krächzender Stimme.

»Hallo, Justus, hier ist Benjamin Whitehead.« Die drei ??? atmeten auf. »Du hast bei mir angerufen? Ich bin gestern Abend erst sehr spät aus dem Büro gekommen, daher konnte ich mich nicht mehr bei euch melden. Worum geht es?«

»Mr. Whitehead, danke, dass Sie zurückgerufen haben. Wir müssen dringend mit Ihnen sprechen. Es geht um das brennende Schwert. Bob hat Näheres über die Sekte herausgefunden, das Sie sich anhören sollten.«

»Was denn?«, fragte Whitehead.

»Besser nicht am Telefon«, meinte Justus. »Können wir zu Ihnen kommen?«

»Zu mir? Nun, das ist im Moment nicht so günstig ...«

»Bitte, Mr. Whitehead«, unterbrach Justus ihn. »Es ist wirklich dringend. Sie sind in Gefahr. Wir müssen mit Ihnen sprechen! So bald wie möglich.«

Eine Weile war es still am anderen Ende. Dann seufzte Whitehead. »Na schön. Im Moment bin ich im Büro. Aber heute Abend könnt ihr vorbeikommen. Um acht? Aber passt auf, dass euch niemand folgt.«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

»Also, Jungs, worum geht es genau?« Whitehead hatte sie wieder auf der Terrasse empfangen, doch diesmal war er nicht so freundlich und zuvorkommend wie bei ihren letzten beiden Besuchen. Im Gegenteil, er wirkte ausgesprochen gereizt. Unruhig zog er an seiner Pfeife. Justus schob seine Nervosität darauf, dass er wohl gerade aus dem Büro gekommen war.

Ben hatte ihnen etwas zu trinken gebracht und Justus beobachtete ihn heimlich, doch der Butler verhielt sich vollkommen unauffällig. Und nun saßen sie in der kühlen Abendluft und verfolgten den Sonnenuntergang über den Santa Monica Mountains.

»Sie müssen das brennende Schwert sofort vernichten oder verschwinden lassen«, sagte Justus. »Es ist ungeheuer wichtig, dass es niemals mehr jemand in die Finger bekommt. Nie wieder.«

»Aber genau das habe ich doch morgen vor«, antwortete Whitehead.

»Besser, Sie tun es jetzt gleich«, sagte Peter. »Bob hat nämlich bei einem Dozenten an der Universität einiges über die Sekte herausgefunden, das Sie wissen sollten.«

Nun ergriff Bob das Wort und erzählte Whitehead alles, was er durch Dr. Wright über den Bund des Schwertes wusste. Die

Augen ihres Gegenübers weiteten sich während Bobs Bericht immer mehr und als Bob geendet hatte, sah auch Benjamin Whitehead sehr erschrocken aus.

»Dass diese Sekte so gefährlich ist, habe ich nicht gewusst«, gestand er. »Wie konnte Billy ausgerechnet mir das brennende Schwert vererben! Er muss doch gewusst haben, dass ich damit in Gefahr gerate.«

»Werden Sie es zerstören? Ich meine, jetzt gleich?«, fragte Justus.

Whitehead seufzte: »Ich kann verstehen, dass euch das sehr am Herzen liegt, nach allem, was ihr jetzt wisst. Aber ich habe euch doch gesagt, dass das Schwert nur während der Sonnenfinsternis zerstört werden darf.«

»Aber das nehmen Sie doch nicht wirklich ernst!«, rief Bob. »Das Schwert selbst hat keine Macht und es kann auch keinen Fluch in sich tragen. Es sind die Menschen, die es zu einem so machtvollen Werkzeug machen.«

»Das sagst du«, widersprach Whitehead. »Aber würdest du an meiner Stelle das Schwert zerstören?« Bob schwieg, um darüber nachzudenken, und spielte nervös mit seinem Autoschlüssel, den er in der Hand hielt. Mr. Whitehead deutete das Schweigen als Verneinung. »Siehst du. Dein Kopf sagt dir, dass es das Beste wäre, aber du hättest kein gutes Gefühl dabei.«

»Das habe ich nicht gesagt«, verteidigte sich Bob. »Natürlich wäre es mit einem Risiko verbunden. Aber das Risiko geht nicht von dem Schwert aus, sondern von seinen Anhängern. Und genau deshalb sollten Sie es so schnell wie möglich zerstören. Denn wenn es erst einmal vernichtet ist, kann Ihnen auch niemand mehr nachweisen, dass Sie es einmal gehabt haben. Es ist die beste Methode Ärger mit der Sekte zu vermeiden.«

Ben kam auf die Terrasse und das Gespräch wurde unterbrochen. »Brauchen Sie mich noch, Mr. Whitehead?«, fragte er

steif.

»Nein, Ben, danke. Sie können nach Hause fahren«, sagte Whitehead müde.

»Danke, Sir. Guten Abend, Sir. Auf Wiedersehen.« Er ging zurück ins Haus und einige Augenblicke später hörten sie, wie die Haustür ins Schloss fiel.

»Ihr habt Billy damals nicht gehört«, nahm Whitehead das Gespräch wieder auf. »Er hatte solch eine Angst vor der Sekte und dem Schwert. Und er betonte immer wieder, dass er sich nicht traute es einfach verschwinden zu lassen. Er wird seinen Grund gehabt haben, meint ihr nicht auch? Ich weiß selbst nicht genau, welcher Grund das war, doch ich werde mich hüten, anders zu handeln, als er es getan hätte. Ganz abgesehen davon: Es sind nicht einmal mehr vierundzwanzig Stunden bis zur Sonnenfinsternis. Was soll in dieser Zeit schon noch passieren? Ich verspreche euch, dass ich es dann zerstören werden.«

»Ist es wenigstens in Sicherheit?«, wollte Justus wissen. Mr. Whitehead hatte sehr entschlossen geklungen und der Erste Detektiv merkte, dass es wenig Sinn hatte weiter auf ihn einzureden. Seine Entscheidung schien festzustehen.

»Wenn du damit fragen willst, ob es sicher davor ist gestohlen zu werden: ja. Das Haus hat eine Alarmanlage, die ich gleich einstellen werde, sobald ihr gegangen seid.« Das war ein recht eindeutiger und unhöflicher Rausschmiss.

»Na schön, Mr. Whitehead. Dann werden wir gehen. Wissen Sie denn schon, was genau Sie morgen tun werden?«, fragte Justus, als er sich von seinem Stuhl erhob.

»Ich werde das Schwert unschädlich machen«, antwortete Whitehead geheimnisvoll. »Doch je weniger Menschen Genaueres darüber wissen, desto besser ist es für uns alle. Darin sind wir uns doch einig, oder?«

»Wie Sie meinen, Mr. Whitehead«, antwortete Justus kühl. Er war wütend und versuchte gerade sich nichts anmerken zu

lassen. Whitehead war ungewöhnlich schroff gewesen, obwohl er dankbar für die Informationen hätte sein müssen. Und nun hatte er weder auf ihren Rat gehört noch wollte er ihnen mitteilen, was er am nächsten Tag vorhatte.

Der Hausbesitzer begleitete seine Gäste zur Tür. Auf halbem Weg fiel Bob ein: »Mist, ich habe meinen Autoschlüssel auf dem Gartentisch liegen lassen. Ich hole ihn schnell!« Er ging noch einmal zurück zur Terrasse. Da klingelte es an der Tür. »Wer kommt denn jetzt?«, murmelte Mr. Whitehead. »Vermutlich Ben, er vergisst manchmal irgendetwas.« Er öffnete die Tür. Justus und Peter standen noch im Flur und konnten über Whiteheads Schulter zwei Männer in dunklen Anzügen sehen.

»Sind Sie Mr. Whitehead?«, fragte der eine.

Der Angesprochene nickte. »Ja, was kann ich für Sie tun?«

»Dürfen wir einen Moment hereinkommen?«

Peter stieß Justus die Ellbogen in die Rippen und raunte: »Die Stimme! Ich erkenne sie wieder! Das ist einer aus Stans Haus!«

Justus überlegte fieberhaft, während Mr. Whitehead sagte: »Worum geht es denn?«

»Darum geht es!« Der Mann zog plötzlich einen Revolver aus der Tasche und richtete ihn auf Whitehead. »Zurück ins Haus, aber schnell! Und keinen Mucks!« Er stieß Whitehead unsanft zurück in den Flur und drängelte sich ebenfalls hinein. Sein Partner folgte ihm.

Peter wirbelte herum und rannte Richtung Terrassentür. »Keine Bewegung, ihr beiden! Ich habe eine Waffe!«, hörte er in diesem Augenblick eine scharfe Stimme hinter sich. Dann das charakteristische Klicken einer Pistole, die gerade entschert wurde. Peter blieb wie angewurzelt stehen. Er drehte sich langsam um und blickte in die Mündung eines zweiten Revolvers.

## In der Falle

Bob war gerade von der Terrasse zurückgekommen und hatte alles vom Salon aus beobachtet. Er befürchtete in diesem Raum entdeckt zu werden. Also schlich er sich in den Flur und drückte sich blitzschnell in den Rahmen der nächstgelegenen Tür. Lautlos schwang sie nach innen auf. Er schlüpfte in den Raum, lehnte die Tür an und lauschte. Lautes Stimmengewirr ließ ihn zunächst kein einziges Wort verstehen. Dann hörte er endlich einzelne Personen heraus. Sie standen jetzt ganz in der Nähe der Tür auf dem Flur.

»Los, an die Wand. Du auch, Junge! Und rührt euch nicht!«

»Aber Sir, wir...« Das war Justus.

»Schnauze!«

»Lassen Sie die Jungen in Ruhe, sie sind nur meine Gäste!«, begann Mr. Whitehead mit zitternder Stimme.

»Wo ist der Dritte von euch?«, fragte die fremde Stimme.

»Ihr seid doch sonst immer ein Trio!«

»Woher wissen Sie das?«, wollte Peter wissen.

»Du weißt ganz genau, woher wir das wissen, Junge! Du hältst uns wohl für völlig blöd, was? Wir wissen, wer ihr seid, und ihr wisst, wer wir sind. Aber ihr wart nicht klug genug. Dachtet wohl, ihr kämt unbemerkt hierher, wie? Also, raus mit der Sprache, wo ist der Dritte?«

»Er ist nicht hier«, log Justus und Bob atmete in seinem Versteck auf. »Er hatte eine Verabredung mit seiner Freundin.«

Eine Weile herrschte Stille, dann sagte die Stimme: »Na schön. Wir sind ja auch aus einem anderen Grund hier. Wir wollen das brennende Schwert haben. Wo ist es?«

»Welches Schwert?«, fragte Whitehead.

»Versuchen Sie erst gar nicht, uns in die Irre zu führen! Sie wissen genau, welches Schwert wir meinen. Wenn Sie es nicht schon von Anfang an wussten, dann haben diese neugierigen Burschen es Ihnen sicher erzählt. Also – wo ist es?«

»Es ist nicht hier«, antwortete Whitehead. »Ich habe es an einen sicheren Ort gebracht.«

»Und wo ist das?«, wollte der andere Mann wissen. Doch Whitehead antwortete nicht. »Los, sagen Sie schon, Mann, wo ist es?«

»Ich werde es Ihnen nicht sagen. Und Sie brauchen mir auch gar nicht zu drohen, aus mir bekommen Sie es nicht heraus.«

Wieder herrschte Stille, dann sagte der Erste: »Los, durchsuch das Haus, ich bleibe bei unseren netten Gastgebern.«

Bobs Herz pochte so laut, dass er glaubte, es würde bis hinaus auf den Flur zu hören sein. Der Fremde sollte das Haus durchsuchen! Blitzschnell sah Bob sich um. Er befand sich im Arbeitszimmer, in dem er schon einmal gewesen war. Das Schwert lag am selben Platz auf dem Schreibtisch, diesmal vollständig mit dem Stein, doch immer noch nicht zusammengesetzt. Der Raum bot kein Versteck. Die beiden Fenster waren vergittert. Es gab nur die Tür auf den Flur und dort stand einer der Eindringlinge. Es war nur eine Frage der Zeit, bis der andere diesen Raum durchsuchen würde.

Bob saß in der Falle!

Justus' Gehirn lief auf Hochtouren. In diesem Augenblick stand er zwischen Peter und Mr. Whitehead an der Wand im Flur und wagte nicht sich zu bewegen. Die Pistolenmündung des dunkelhaarigen Mannes, der vor ihnen stand, wanderte von einem zum anderen und seine scharfen blauen Augen waren keinen Moment unachtsam. Doch Justus Gedanken drehten sich nicht um Flucht. Er überlegte, wo Bob steckte.

Er war auf der Terrasse gewesen. War er durch den Garten geflohen und womöglich schon auf dem Weg zu einer Telefonzelle, um Inspektor Cotta anzurufen? Dann waren sie vielleicht bald frei. Oder steckte er hier irgendwo im Haus?

Der andere, blonde Mann durchsuchte langsam Zimmer für Zimmer. Der Erste Detektiv konnte durch die geöffneten Türen

sehen, wie er die Schränke und Schubladen aufriss, um nach dem brennenden Schwert zu suchen, und Justus rechnete jeden Moment damit, dass er Bob entdeckte, falls der noch hier war.

Jetzt ging der blonde Mann zum Arbeitszimmer hinüber.

Hoffentlich hatte Whitehead nicht nur geblufft, als er sagte, das Schwert sei an einem sicheren Ort. Der Mann stieß die Tür auf, die nur angelehnt gewesen war. »Hier!«, rief er und Justus' Herz blieb einen Moment lang stehen. »Hier ist das Schwert!«

Der Mann, der sie bewachte, lächelte zufrieden. »Na also. Sehr sicher war Ihr Ort aber nicht, Mr. Whitehead.« Der Angesprochene sackte ein Stück in sich zusammen. »Damit hätten wir, was wir wollten.«

Der Blonde kam zurück. Auf seinen Armen trug er das grüne Samtkissen, auf dem sorgfältig aufgereiht die gläserne Klinge, der kunstvoll verzierte Griff und in der Mitte der rot glühende Stein lagen. »Und was machen wir mit den dreien?«, fragte er seinen Partner. »Sollen wir sie hier lassen?«

Der andere überlegte einen Moment. »Zu riskant«, sagte er. »Am besten, wir nehmen sie mit. Los, fesseln wir sie!«

Peters Arme wurden auf den Rücken gedreht und mit Hilfe eines Telefonkabels aneinander gebunden. Das Gleiche geschah mit Justus und Mr. Whitehead.

»Dann kann es ja losgehen«, sagte der Dunkelhaarige. »Vor dem Haus steht ein Lieferwagen. Ihr werdet hinten einsteigen. Auf dem Weg dorthin werdet ihr nichts unternehmen, verstanden? Denn ich werde immer hinter euch sein – mit der Pistole.«

»Wohin wollen Sie uns bringen?«, fragte Justus.

»An den Ort, an dem Tag und Nacht sich vereinen«, erwiderte der Mann geheimnisvoll.

»Meinen Sie die Sonnenfinsternis? Aber die ist doch auch hier. Wohin soll es genau gehen?«

Der Blonde lachte. »Das wirst du schon noch merken«, sagte er. »Los jetzt, geht!«

Der Dunkelhaarige nahm das Kissen mit dem Schwert entge-

gen und ging voraus, dann kamen Mr. Whitehead, Justus und Peter. Der Blonde bildete das Schlusslicht. Sie gingen aus dem Haus zu einem dunkelblauen Lieferwagen. Auf der Straße war niemand zu sehen. Justus entdeckte Bobs knallgelben Käfer am Straßenrand. Er war also nicht weggefahren.

Die drei wurden in den Laderaum gestoßen und die beiden Männer stiegen vorne ein. Durch eine kleine Luke konnten sie ihre Gefangenen beobachten. Der Wagen wurde angelassen und dann rollten sie die Straße hinunter.

Justus richtete sich ein wenig auf und konnte durch die kleinen Fenster an der Seite nach draußen sehen. Das Haus von Mr. Whitehead verschwand hinter ihnen. Von der Polizei oder von Bob war keine Spur zu sehen.

Als Bob die Schritte gehört hatte, die direkt auf das Arbeitszimmer zugekommen waren, war er vor Schreck ein paar Meter zurückgetaumelt und dabei gegen das Bücherregal geprallt. Halb hatte er damit gerechnet, dass ein paar Bücher herausfallen und ihn erst recht verraten würden, doch stattdessen schwang das Regal wie eine Tür zurück und verschwand in der Wand dahinter. Bob hatte trotz seiner Überraschung nur einen Augenblick gezögert, dann war er dem Regal in die Dunkelheit gefolgt und hatte die versteckte Tür wieder geschlossen. Mit einem Klicken rastete sie ein. Bob schloss daraus, dass sie zuvor nur angelehnt gewesen war.

Er lauschte in der Finsternis und hörte einen der Männer rufen, dass er das Schwert gefunden hätte. Bob biss sich vor Ärger, dass er es nicht mitgenommen hatte, auf die Lippen.

Mit pochendem Herzen blieb er an der falschen Wand stehen und legte sein Ohr an den kalten Stein, aus dem die Schwingtür auf dieser Seite bestand. Doch nun hörte er nichts mehr außer dem Rauschen seines eigenen Blutes in den Ohren.

Bob blieb lange so stehen und horchte, doch auch nach fünf Minuten herrschte noch immer absolute Stille. Erst dann fiel

ihm auf, dass er gar nicht wusste, wo er sich befand. Er drehte sich um. Die Dunkelheit war vollkommen, er sah nicht einmal die Hand vor Augen. Plötzlich schlich sich die Angst in seine Gedanken, er könnte direkt vor einem Abgrund stehen oder mitten in einem Schlangennest. Schnell suchte er nach seinem Feuerzeug. Im schwachen Schein der winzigen Flamme entdeckte er direkt neben der verborgenen Tür eine Lichtschalter. Er betätigte ihn und eine von der Decke hängende Lampe ging an. Er stand auf einer kurzen freien Treppe, die in einen kleinen Raum hinunterführte. Der Raum war gefüllt mit Regalen, in denen Bücher und Schriftrollen aufbewahrt wurden, sonst waren die grauen Betonwände kahl. Vereinzelt standen Kerzenleuchter im Raum und in der Mitte befanden sich ein kleiner hölzerner Tisch und ein Stuhl. Auf dem Tisch lag ein Buch. Dies alles wirkte auf Bob wie eine Mini-Bibliothek, in der Mr. Whitehead die Bücher aufbewahrte, die sonst niemand sehen sollte. Dann kam ihm der Gedanke, dass Whitehead möglicherweise gar nichts von diesem Raum wusste. Ob er sich hier näher umsehen sollte? Doch Justus und Peter waren erst einmal wichtiger und diese geheime Bibliothek lief ihm ja nicht weg.

Er drehte sich wieder zur Geheimtür um und wollte sie wenigstens einen Spalt öffnen, um zu hören, ob die Luft rein war. Doch die Wand vor ihm war, abgesehen von einem kleinen Schlüsselloch, vollkommen glatt, es gab keinen Griff.

Er drückte dagegen, in der Hoffnung, dass sie sich vielleicht in beide Richtungen öffnen ließe, doch nichts geschah. Schließlich lehnte er sich mit ganzer Kraft gegen die glatte Wand, aber sie rührte sich keinen Millimeter. Dass es sich um eine verborgene Tür handelte, ließ sich im Licht der von der Decke hängenden nackten Glühlampe nur durch den schmalen Spalt erkennen, der die Wand von dem versteckten Eingang trennte, und durch das Scharnier, das auf dieser Seite angebracht war. Nun war Bob klar, dass die Tür nur nach innen aufgeschwenkt werden konnte.

Er suchte noch einmal alles ab, versuchte sich in dem Türspalt festzukrallen und die Geheimtür aufzuziehen, doch es war hoffnungslos, nichts bewegte sich. Und nun erinnerte er sich an das leise Klicken, das er beim Schließen der Tür gehört hatte.

Es sah ganz so aus, als säße er erneut in der Falle.

Es war bereits dunkel geworden, so dass nun nur noch die Straßenbeleuchtung für Helligkeit im Laderaum des kleinen Lieferwagens sorgte. Schmale Lichtstreifen fielen durch die Fenster und glitten einmal über die Gesichter der drei Gefangenen hinweg, bevor sie wieder für einige Sekunden in der Dunkelheit saßen. Justus, Peter und Mr. Whitehead war es gelungen sich halbwegs bequem an die Innenwand des Autos zu lehnen. Alle drei hatten versucht mit den beiden Männern im vorderen Teil des Wagens zu reden, doch diese sagten nach einigen schroffen Antworten gar nichts mehr und fuhren unbeeinträchtigt durch die Dunkelheit. Anfangs hatten die Gefangenen noch versucht sich von ihren Fesseln zu befreien, es dann aber aufgegeben. Die Telefonkabel waren so fest geknotet, dass sie sich nur selbst das Blut abgeschnürt hatten. Immerhin war es im Inneren des Lieferwagens so laut, dass die drei leise miteinander sprechen konnten, ohne dass ihre Entführer etwas davon mitbekamen.

»Wir sind jetzt etwa fünfzig Meilen von Los Angeles entfernt«, flüsterte Justus seinem Freund zu.

»Woher weißt du das?«, wollte Peter wissen.

»Das Licht«, erklärte er. »Die Straßenbeleuchtung wurde erst immer heller, da müssen wir durch die Stadt gefahren sein. Jetzt stehen die Laternen in größerem Abstand, und das etwa seit einer Stunde, und auch sonst ist es dunkler geworden. Wir müssen auf einer Landstraße sein, die uns wieder aus Los Angeles hinausgeführt hat.«

»Und wohin fahren wir?«, fragte Peter weiter.

»Wenn ich das nur wüsste. Wir sind bestimmt schon seit

zwei Stunden unterwegs und ich vermute, dass wir Los Angeles fast ganz durchquert haben. Also fahren wir entweder in östliche oder in südliche Richtung. Wenn wenigstens die Sonne noch scheinen würde, dann könnten wir an ihrem Stand die Richtung bestimmen. Aber so ... unmöglich.«

»Sie wollen zu einem abgelegenen Ort, an dem sie das brennende Schwert ungestört zusammensetzen können«, sagte Mr. Whitehead, der neben ihnen hockte. »Ihr hattet Recht, ich hätte das Schwert sofort zerstören sollen. Jetzt ist es zu spät und wir sind in den Fängen dieser Sekte! Oh, Gott!« Er ließ verzweifelt den Kopf sinken.

Peter und Justus verdrehten die Augen, was Mr. Whitehead dank seiner Kopfhaltung glücklicherweise nicht sehen konnte. Seit sie hier gefangen waren, hatte er sich immer wieder Vorwürfe gemacht und sie mit seinem wehleidigen Gerede genervt. Aus seinem Mund war noch kein produktives Wort gekommen. Zwar hatten auch die beiden Detektive Angst, aber das war noch lange kein Grund für sie sich gegenseitig damit hochzuschaukeln.

»Die Sonnenfinsternis ist morgen Mittag«, flüsterte Peter. »Soll das heißen, dass wir die ganze Nacht unterwegs sein werden?« Auch darauf wusste Mr. Whitehead keine Antwort.

»Es ist jetzt vielleicht elf Uhr«, mutmaßte Peter. »Langsam dürften meine Eltern sich fragen, wo ich bleibe.«

»Tante Mathilda und Onkel Titus ebenfalls.« Justus senkte seine Stimme zu einem tonlosen Flüstern. »Aber wenigstens ist Bob entkommen. Er wird ihnen schon Bescheid sagen. Vermutlich hat er Inspektor Cotta schon längst unterrichtet und die Polizei von Rocky Beach fahndet bereits nach diesem ~~Wahnsinn~~ Bob ihn gesehen hat«, zweifelte Peter. »Ich hoffe es.«

Sie schwiegen eine Weile. Schließlich fragte der Zweite Detektiv: »Was geschieht mit uns, wenn sie morgen das Schwert tatsächlich zusammensetzen? Ich meine, was werden sie dann mit uns machen?« Niemand antwortete, denn keiner wollte die

anderen mit seinen düsteren Vermutungen verunsichern.

»Bob wird uns helfen«, sagte Justus zuversichtlich. »Da bin ich mir ganz sicher. Er ist ja schließlich nicht blöd.«

## Das Tal des Todes

Bob sah auf die Uhr. Es war kurz vor elf. Erschöpft setzte er sich auf die Treppe und vergrub das Gesicht in beide Hände.

Er hatte alles versucht. Diesen ganzen verdammten Geheimraum hatte er nach Werkzeug abgesucht, nach irgendetwas, das er zum Öffnen der Tür verwenden konnte. Doch es gab einfach nichts als Holz und Papier. Er dachte an Peter und sein Dietrichetui. Die Metallhaken hätten ihm etwas genützt.

Zwar war er kein Schlösserexperte wie der Zweite Detektiv, aber nach langem Probieren hätte er das Schloss vielleicht aufbekommen. Wo Peter und Justus im Moment wohl waren? Noch hier im Hause? Suchten sie ihn vielleicht? Oder hatten die Männer sie verschleppt? Und was war mit Mr. Whitehead?

Bob überlegte, ob er nicht einfach gegen die Wände hämmern und Lärm schlagen sollte, damit jemand auf ihn aufmerksam würde. Aber wenn die beiden Fremden noch hier waren, wäre damit nichts gewonnen. Dann wäre er zwar aus diesem Gefängnis befreit, aber gleich erneut ein Gefangener. Wenn Peter und Justus sich noch hier aufhielten, hätten sie längst nach ihm gerufen. Und wenn das Haus verlassen war, hätte es ohnehin keinen Zweck Lärm zu machen, niemand würde ihn hören. Er verwarf den Gedanken.

»So geht das nicht, Bob«, murmelte er, um die Stille um ihn herum zu vertreiben. »Justus würde anders handeln. Er würde seine Möglichkeiten abwägen und dann das Beste aus der Situation herausholen. Und was ist das Beste, was ich jetzt tun kann?« Entschlossen stand er auf und ging zum Tisch hinüber. Wenn er schon nicht hier herauskam, wollte er wenigstens so viel wie möglich über diesen Raum in Erfahrung bringen und sich die Bücher und Schriftrollen ansehen. Vielleicht half ihm das ja irgendwie weiter.

Er setzte sich an den Tisch und schlug das Buch auf, das darauf lag. In einer großen, breiten Handschrift standen dort eine

Menge Namen, Adressen und Jahreszahlen, mit denen er nichts anfangen konnte. Das ganze Buch war voll damit. Bob schnappte sich willkürlich einen anderen Band aus einem Regal und blätterte darin herum. Eine Überschrift stach ihm ins Auge: Der Bund des Schwertes. Ebenfalls handgeschrieben wurde die Geschichte der Sekte dokumentiert, vom ersten Anführer in Ndalü bis zum Verschwinden des brennenden Schwertes im Jahre 1962. Viele Namen und Fakten wurden genannt, geheime Rituale beschrieben und immer wieder wurden die Ziele der Gruppe klar dargestellt: Ndalü wieder unter weiße Herrschaft zu bringen und die Macht von dort aus auszubauen.

Bobs Verwirrung wuchs. Was hatten all diese Schriften hier zu suchen? Waren sie ein weiteres Vermächtnis von Billy Ford an Benjamin Whitehead, von dem die drei ??? nichts gewusst hatten? Wusste Mr. Whitehead selbst überhaupt von dieser geheimen Bibliothek? Oder ... Bob runzelte die Stirn. Er dachte an Ben, den geheimnisvollen Butler. Hatte er vielleicht mit dieser Geschichte viel mehr zu tun als sie alle dachten?

Er überflog ein weiteres Buch, in dem neben zahllosen religiösen Regeln und Gesetzen auch die Geschichte der Sekte in Amerika weiterverfolgt wurde. Nachdem der Bund des Schwertes durch den Tod ihres Oberhauptes ohne Anführer gewesen war und auch das Schwert spurlos verschwunden blieb, irrte die Gruppe mehr oder weniger ziellos umher. Es hatte einen stellvertretenden Anführer gegeben, den sogenannten Bewahrer. Der Bewahrer war neben dem Führer die wichtigste Person in der Hierarchie der Sekte. Bob erinnerte sich daran, dass auch Dr. Wright von dieser Position gesprochen hatte. Als die Hauptmitglieder der Sekte nach Amerika gekommen waren, um das brennende Schwert zu suchen, hatte der Bewahrer namens Earnest Blank versucht die Macht an sich zu reißen. Doch die schwertgläubigen Sektenmitglieder hatten ihn als Führer abgelehnt und verstoßen, denn laut ihrer

Religion konnte nur derjenige das neue Oberhaupt werden, der das Schwert besaß. Daraufhin war Blank untergetaucht, seine Sammlung von alten Schriften und Unterlagen hatte er jedoch mitgenommen. Ohne diese Richtlinien war der Bund des Schwertes erst recht hilflos, daher hatte man jahrzehntlang kaum etwas von ihm gehört. Abgesehen von dem Zwischenfall mit dem Mann, der aus Angst vor Verfolgung Selbstmord begangen hatte. Davon hatte Dr. Wright ihm ja schon erzählt.

Bob stutzte. Die Sammlung des Bewahrers war verschwunden. Er sah sich um, sah all die alten Bücher und Aufzeichnungen. »Dies ist die Sammlung des Bewahrers!«, sagte er laut zu sich selbst und seine Stimme hallte kalt von den Betonwänden wider. »Ich bin mitten im Schlupfloch des ehemals wichtigsten Menschen des Schwertbundes.« Er biss sich auf die Unterlippe. Plötzlich arbeitete sein Verstand glasklar. Es gab nur drei Möglichkeiten.

Entweder war Mr. Blank, der Bewahrer, tot und dies war sein Haus gewesen, in dem er die Sammlung der Schriften versteckt hatte. Doch diese Möglichkeit hielt Bob eher für unwahrscheinlich.

Oder Mr. Blank lebte noch und hatte seinen Namen geändert und dann gab es zwei Hauptverdächtige. Entweder Whitehead selbst war der Bewahrer oder aber sein Butler Ben, der seine Arbeit in diesem Haus dazu genutzt hatte die Bücher an einem Ort zu verstecken, wo sie niemand vermutete.

»Ich kann mich natürlich auch irren und es ist alles ganz anders«, murmelte Bob. »Aber hier irgendwo muss es einen Beweis geben!« Er sprang auf, nahm die Bücher aus dem Regal und begann sie flüchtig durchzublättern. Er suchte nach Namen, nach irgendeinem klaren Hinweis auf die jetzige Identität des Bewahrers, der damals so spurlos verschwunden war. Als er eine Schriftrolle aus dem Regal riss, fiel etwas aus dem aufgerollten Papier heraus. Bob bückte sich und hob es auf. Es war ein alter Reisepass. Bob schlug ihn hinten auf. Einige

Einreisestempel aus Afrika waren drin. Dann blätterte er nach vorn und sah den Namen des Inhabers: Earnest B. Blank. Daneben war das Foto. Bob sah den abgebildeten Mann und riss die Augen vor Schreck weit auf.

»Ob wir jemals irgendwo ankommen?«, fragte Peter. Noch immer fuhren sie in dem Lieferwagen durch die Nacht. Irgendwann waren sie nach Norden abgebogen und Justs unfehlbare Straßenkarte im Kopf hatte ihn zu dem Schluss kommen lassen, dass sie auf der Höhe von San Bernadino mitten in die Mojave Wüste fuhren. Auf dieser Straße waren sie schon seit geraumer Zeit. Mittlerweile taten ihnen sämtliche Knochen weh und der Zweite Detektiv wünschte sich nichts sehnlicher als die Arme nach vorne nehmen zu können. Doch auch wiederholtes Bitten hatte bei den beiden Männern am Steuer nichts bewirkt. Zwischendurch war er einmal eingenickt und hatte nun völlig das Zeitgefühl verloren. »Hast du eine Ahnung, wie spät es sein könnte, Just?«

»Schwer zu sagen«, bekannte der. »Draußen ist es jedenfalls stockdunkel. Vielleicht ein Uhr? Oder zwei? Keine Ahnung. Wir scheinen noch immer auf dem Highway Richtung Nordosten zu sein, seit Ewigkeiten hat sich nichts mehr geändert. Es geht nur geradeaus und so gut wie nie kommt ein Auto vorbei. Wir müssen jetzt mitten in der Wüste sein.« Der Wagen wurde langsamer und bog nach links ab. Schlagartig verschlechterte sich die Straße. Die zuvor angenehm ruhige Fahrt wurde nun sehr holprig und die drei unfreiwilligen Mitfahrer wurden heftig durchgerüttelt. Außerdem verschwand die Straßenbeleuchtung fast völlig. Nur noch etwa alle zweihundert Meter stand eine Laterne am Straßenrand.

»Was ist denn jetzt los?«, fragte Mr. Whitehead. Er stellte die Frage so laut, dass sie auch an die beiden Männer vorne gerichtet war. »Haben wir die Straße verlassen?«

»Das werden Sie schon noch erfahren«, gab der Blonde auf

dem Beifahrersitz schroff zurück.

»Wann kommen wir endlich hier heraus?«, fragte Peter gereizt. Anfangs hatte er noch Respekt vor ihren Entführern gehabt, doch langsam wurde er wütend und seine schmerzenden Arme verschlechterten seine Laune noch mehr.

Erstaunlicherweise war die Antwort diesmal etwas milder: »Wir sind bald da.«

Die Fahrt ging weiter durch offenbar unwegsames Gelände und das ›bald‹ zog sich noch mindestens eine Stunde in die Länge. Irgendwann gab es gar kein Licht mehr von draußen, der Wagen fuhr nur noch mit seinen eigenen Scheinwerfern.

Schließlich stoppte er und das Geruckel hatte ein Ende. Die beiden Männer stiegen aus. Peter befürchtete, dass sie sie einfach im Wagen lassen würden, doch kurz darauf wurde die Doppeltür zum Laderaum geöffnet, der Blonde kletterte herein und zog die drei Gefangenen unsanft auf die Beine. Am Anfang konnten sie sich kaum bewegen, doch nach einigen Dehnungsübungen ließ der Schmerz schnell nach.

Sie standen unter freiem Himmel. Es war ungewöhnlich dunkel und Millionen Sterne funkelten und strahlten. Die Sterne gaben aber nur ein schwaches Licht ab und kein Mond stand am Himmel. So blieb es ziemlich dunkel. Peter erinnerte sich daran, dass in wenigen Stunden die Sonnenfinsternis stattfinden würde, der Mond würde sich vor die Sonne schieben. Also musste Neumond sein.

»Ich habe noch nie so helle Sterne gesehen«, sagte Peter, als er nach oben sah. »Und noch nie einen so pechschwarzen und weiten Himmel.«

»Wir sind in der Wüste«, erklärte Justus. »Das nächste bewohnte Haus dürfte meilenweit entfernt sein, daher stört kein Licht von der Erde die Dunkelheit der Nacht.« Er fröstelte.

»Ziemlich kalt«, meinte er. »Ebenfalls typisch. Tagsüber ist es in der Mojave Wüste furchtbar heiß, aber nachts sinken die Temperaturen recht tief.«

Peter sah sich um. Aber es gab nichts zu sehen. Die Dunkelheit war so vollkommen, dass er gerade noch den dunkelblauen Lieferwagen wahrnahm, der nur wenige Meter von ihnen entfernt stand. Zu seinen Füßen gab es nichts außer Geröll, keine Pflanze war zu sehen. Die Mojave Wüste war zum größten Teil eine Geröllwüste, Sand gab es nur in wenigen Gebieten.

»Kommt mit!«, befahl der Dunkelhaarige und wies mit den Fingern in die Dunkelheit vor ihnen.

»Wohin gehen wir?«, wollte Justus wissen.

»Das wirst du schon sehen«, antwortete der Mann knapp. Dann sah er Justus stirnrunzelnd an. »Wir müssen einiges mitnehmen. Ihr könnt uns tragen helfen.« Ohne ein weiteres Wort gab er dem Blondem ein Zeichen. Der zückte sein Messer und durchschnitt die Fesseln der drei. Erleichtert rieben sie sich die Handgelenke, in die das Telefonkabel tief eingeschnitten hatte. Dann drückte der Blonde jedem der drei einen Rucksack in die Hand und zog seine Pistole. Der dunkelhaarige Mann holte eine Taschenlampe und ein Bündel aus dem Wagen und ging voran. Die drei Gefangenen folgten ihm mit den Rucksäcken, hinter ihnen der Blonde, der die drei im Auge behielt.

»Wie können Sie sich in dieser Dunkelheit orientieren?«, wollte Justus wissen, während er auf das Taschenlampenlicht vor ihm starrte, um die Unebenheiten des Bodens zu sehen und nicht zu stolpern. Statt eine Antwort zu geben, wies der Mann nur nach vorne. Justus starrte in die Dunkelheit und sah in weiter Ferne ein kleines Licht. Es konnte ein Feuer sein, auf jeden Fall war es ihr Ziel.

Während sie durch die Dunkelheit liefen, passierten sie ein Holzschild, das mitten in dieser kargen Wildnis stand. Hier musste es also auch irgendwo einen Weg oder eine Straße geben. Auf dem Schild stand »Badwater – 86 m«.

»Badwater!«, flüsterte Justus. »Dann stimmt meine Vermutung also doch.«

»Welche Vermutung?«, wollte Peter ebenfalls flüsternd wis-

sen.

»Wo wir sind. Badwater ist ein ausgetrockneter Salzsee und außerdem der tiefste Punkt der Vereinigten Staaten. Wir sind gerade 86 Meter unter dem Meeresspiegel. Badwater liegt mitten in der Mojave Wüste, genauer gesagt im Death Valley, im Tal des Todes.«

»Tal des Todes«, wiederholte Peter und fröstelte, wobei er nicht wusste, ob das ausschließlich an der Kälte lag. »Klingt ja sehr einladend.«

»Als die ersten Goldsucher nach Kalifornien kamen, nahmen einige die vermeintliche Abkürzung durch dieses Tal – und viele überlebten es nicht, da es hier so gut wie kein Wasser gibt. Sie verdursteten ganz einfach. Die Überlebenden gaben dem Tal seinen heutigen Namen«, erklärte Justus.

»Danke«, sagte Peter. »Diese Geschichtsstunde hättest du dir sparen können.«

Bob sah auf die Uhr. Es war sieben, die Sonne ging gerade auf und unter normalen Umständen würde er bald aufstehen und in einer Stunde in der Schule sein. Heute endete der Unterricht schon um elf Uhr, um den Schülern die Möglichkeit zu geben die Sonnenfinsternis zu beobachten. Die Schulleitung war übereingekommen, dass dieses seltene Ereignis mehr Lehrwert hatte als ein normaler Schultag. Für Bob würde es heute allerdings gar keinen Unterricht geben. Er hatte ein bisschen auf dem Boden geschlafen, doch abgesehen von der Sorge um seine Freunde und um sich selbst plagte ihn noch der Hunger. Ein weiterer Grund so schnell wie möglich hier herauszuwollen.

Plötzlich hörte er ein Geräusch. Das erste Geräusch von draußen, seit er hier eingesperrt war. Er lief die kurze Treppe hinauf und presste sein Ohr an die Geheimtür. Da war jemand im Arbeitszimmer! Bob wägte nur eine Sekunde lang die Gefahren ab, dann hämmerte er laut schreiend gegen die Wand.

»Hilfe! Hallo! Hört mich jemand?« Selbst wenn die beiden Männer zurückgekommen waren, war ihm das jetzt egal. Er wollte nur hier heraus. Er horchte. Nichts rührte sich.

Aber man musste ihn doch gehört haben! Wieder trommelte Bob gegen die Wand und rief und dann wurde er plötzlich von der Tür zur Seite gedrückt. Er wich zurück, die Tür schwang auf.

Das helle Licht, das von draußen hereinfiel, blendete ihn zunächst und er sah lediglich die Silhouette eines Mannes, der im Eingang zum Geheimraum stand. Dann gewöhnten sich seine Augen an die Helligkeit. Aus dem Schatten wurden ein Körper und ein Gesicht.

»Ben«, rief Bob überrascht.

## Die Wahrheit kommt ans Licht

Justus' Zunge fühlte sich an, als hätte er die ganze Mojave Wüste im Mund. Die Sonne war aufgegangen und brannte umbarmherzig auf sie herunter und wie er es erwartet hatte, wurde es sehr schnell sehr heiß. Hin und wieder kam einer ihrer Entführer und brachte ihnen etwas zu trinken, doch längst nicht genug, um ihren Durst zu stillen.

In der Nacht hatten sie ein Feuer erreicht, an dem sich schon andere Menschen versammelt hatten. Sie trugen die dunkelroten Gewänder, die Peter schon einmal gesehen hatte, und alle hatten ein Schwert auf die Brust tätowiert. Im Laufe der Nacht und des frühen Morgens kamen immer mehr Mitglieder der Sekte an. Mittlerweile waren es schon gut drei Dutzend. Sie reisten mit dem Auto an und gingen das letzte Stück zu Fuß. Hier, am Rande des Salzsees, hatten sie eine Art Baldachin aufgebaut, unter dem jetzt Justus, Peter und Mr. Whitehead saßen. Man hatte sie wieder gefesselt, man brachte ihnen Wasser, sonst wurden sie jedoch ignoriert.

Ihre beiden Entführer hatten sich in der Zwischenzeit ebenfalls rote Gewänder angezogen und waren nun nicht mehr von den anderen zu unterscheiden. Neuankömmlinge wurden von der Gruppe mit seltsamen zeremoniellen Gesten begrüßt.

Dann traten sie unter den Baldachin, wo die drei Einzelteile des brennenden Schwertes auf dem grünen Kissen auf dem Boden lagen. Die Sektenanhänger verneigten sich vor den Gegenständen und murmelten leise Gebete. Alles lief sehr ruhig ab und das ängstigte die Jungen am meisten. Es gab keine großen theatralischen Zeremonien, keine Tänze und Rituale, und kaum jemand sprach mit dem anderen. Die drei Gefangenen wurden ohnehin von niemandem beachtet.

Der Erste Detektiv starrte auf die Wüste hinaus. Sie waren an der nördlichen Spitze von Badwater. Der See lag durch das Salz wie eine schneebedeckte Fläche vor ihnen. Um sie herum

gab es nichts. Das Tal des Todes war eine flache, von Geröll übersäte Ebene, in der das Auge vergeblich nach einem Fixpunkt suchte. Östlich und westlich von ihnen ragten in der Ferne die Berge auf, die das Tal säumten, doch sie verschwammen in der flimmernden Hitze. Dazwischen gab es nur glühende Leere und inmitten dieser Leere tummelten sich religiöse Fanatiker, die auf ihre große Stunde warteten.

Justus dachte an Bob. Langsam hatte er die Hoffnung abgegeben, dass von ihm noch Hilfe kam. Wie sollten er oder die Polizei diesen verlassenem Ort am Ende der Welt finden können? Noch mehr beschäftigte ihn die Frage, was mit ihnen passieren würde, wenn das brennende Schwert zusammengesetzt worden war. Er hatte an Flucht gedacht. Doch abgesehen davon, dass sie gefesselt waren – wohin sollten sie fliehen?

»Nun erzählen Sie mir schon, was überhaupt los ist!«, verlangte Bob wütend und starrte Ben an, der neben ihm auf dem Fahrersitz seines Jeeps saß und sich auf den Verkehr konzentrierte. Sie fuhren Richtung Los Angeles und Bob hatte noch immer keine Ahnung, warum der Butler so aufs Gas trat, wohin sie überhaupt fuhren und was das alles zu bedeuten hatte.

Nachdem Ben ihn aus seinem Gefängnis befreit hatte, hatte er dem Butler geschildert, was geschehen war. Ben schien bereits genau zu wissen, was sich ereignet hatte, denn er hatte Bob nur kurz angewiesen den Kühlschrank zu plündern, so viele Getränke wie möglich in Bens Wagen zu bringen und einzusteigen. Ben war losgefahren, ohne eine einzige Erklärung abzugeben. »Später«, hatte er gesagt, »wenn wir unterwegs sind. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Wohin fahren wir überhaupt?«, fragte Bob, als Ben immer noch nicht redete.

»In die Wüste. Genauer gesagt ins Tal des Todes.«

»Was? Ins Tal des Todes?« Bob, der sich in Geografie etwas besser auskannte als Peter, wusste etwas mit dem Namen anzu-

fangen. »Was wollen wir da?«

»Ein Unglück verhindern«, erwiderte Ben.

»Sollten wir nicht besser die Polizei ...«, begann Bob, doch der Butler schüttelte energisch den Kopf. »Besser nicht.«

»Dann sagen Sie mir jetzt endlich, was hier eigentlich los ist!«, verlangte Bob. »Was ist geschehen? Wo sind Peter und Justus? Und was haben Sie mit der Sache zu tun?«

Statt zu antworten, griff Ben in das Handschuhfach und zog einen weißen Fetzen heraus, der wie Watte aussah. Erst als er ihn sich an das Kinn hielt, erkannte Bob, dass es ein falscher Bart war, der nun etwas schief an Bens Mund haftete. Dann griff der Butler sich an den Kopf und zog seine pechschwarzen Haare herunter. Unter der Perücke hatte er eine Glatze, nur ein weißer Haarkranz blieb übrig. Innerhalb von Sekunden war der Butler zu einem anderen Menschen geworden.

Bob starrte ihn aus vor Überraschung geweiteten Augen an. »Dr. Wright!«, rief er. »Sie sind Dr. Wright!«

Der Mann, der nun plötzlich viel älter aussah, nickte. »Richtig.«

»Was... warum ...«, stotterte Bob und wusste nicht, welche Frage er zuerst stellen sollte.

»Ich werde es dir erzählen«, sagte der Mann, während er durch das nördliche Los Angeles Richtung Osten fuhr. »Mein Name ist Ken Wright. Dr. Ken Wright, ich unterrichte an der Universität von Los Angeles, wie du ja weißt. Wir hatten schließlich schon einmal das Vergnügen uns miteinander zu unterhalten.«

»Ja, aber...«

Der Mann brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen und fuhr fort: »Seit Jahrzehnten interessiere ich mich für den Bund des Schwertes. Es begann als ganz einfaches wissenschaftliches Interesse, doch je mehr ich über diese Sekte herausfand desto klarer wurde mir, welche Gefahr von dieser Vereinigung ausging. Um mehr darüber zu erfahren,

schleuste ich mich vor vielen Jahren unter falschem Namen in die Sekte ein. Doch ich wurde entlarvt und verstoßen, danach verfolgt. Also täuschte ich einen Selbstmord vor, um vor der Sekte sicher zu sein. Ich war der Mann, der damals, Ende der sechziger Jahre, ein angebliches Opfer der Sekte geworden war. Danach ging ich vorsichtiger vor. Ich forschte und recherchierte und knüpfte Verbindungen zu ehemaligen Sektenmitgliedern, die ausgestiegen waren, und eines Tages entdeckte ich, dass der Bewahrer, das stellvertretende Oberhaupt, das vom Schwertbund verstoßen worden war, noch immer hier in der Gegend lebte. Der Bewahrer, Earnest Blank, ist niemand anderes als ...«

»Benjamin Whitehead«, unterbrach Bob ihn. »Ich weiß. Ich habe in diesem Geheimraum seinen alten Reisepass gefunden und sein Foto wieder erkannt.«

»Genau. Benjamin Whitehead. Unter diesem Namen begann er ein neues Leben und mir gelang es unter falschem Namen und in einer Verkleidung sein Butler zu werden. Nach langer Zeit entdeckte ich seine geheime Bibliothek und konnte dort meine Forschungen fortsetzen, wenn Whitehead nicht im Hause war. Und langsam wurde mir eines immer klarer: Er hatte sich keinesfalls von der Sekte losgesagt, sondern wartete nur ab, um im richtigen Moment die Macht an sich zu reißen.«

»Aber dafür brauchte er doch das brennende Schwert«, sagte Bob.

»Richtig. Und das war im Besitz von Billy Ford, einem alten Freund von Whitehead. Billy Ford hatte sich ja bereits in Afrika vom Bund des Schwertes losgesagt und glaubte, dass Whitehead ebenfalls aus der Sekte ausgestiegen wäre, deshalb vererbte er ihm nach seinem Tod das Schwert. Er ging davon aus, dass Whitehead wusste, was er zu tun hatte. Nämlich das Schwert bei der nächsten Sonnenfinsternis zu zerstören.«

»Und das hatte Whitehead niemals vor?«, fragte Bob erstaunt.

»Nein«, erklärte Dr. Wright. »Whitehead wartete nur auf die Sonnenfinsternis, um das Schwert zusammensetzen und neuer Herrscher über die Sekte zu werden. Doch bis dahin wollte er sich versteckt halten, immerhin war er verstoßen worden und wäre vermutlich nicht akzeptiert worden, wenn er sich schon vorher wieder an seine alten Genossen gewendet hätte.«

»Aber dann fand die Sekte heraus, wo das Schwert war und überrumpelte uns gestern Abend«, sagte Bob. »Aber dabei müssen sie Whitehead doch erkannt haben!«

Dr. Wright schüttelte den Kopf. »Vermutlich nicht. Immerhin sind etliche Jahre vergangen und viele der heutigen Anhänger waren damals, als Whitehead alias Blank noch der Bewahrer war, noch gar nicht dabei.«

»Aber dann wird Whitehead doch versuchen seine wahre Identität vor der Sonnenfinsternis preiszugeben.«

»Das wird er. Wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist.«

»Dann hat Whitehead uns von Anfang an belogen«, sagte Bob fassungslos. »Seine Geschichte über den alten Bekannten Billy Ford, der ihm eines Tages von der Sekte erzählte, war erfunden. Whitehead selbst war ein Anhänger und kannte Billy Ford aus dieser Zeit und er hat ihm sogar weismachen können selbst ausgestiegen zu sein. Und wir haben ihm das alles geglaubt!«

»Mach dir deswegen keine Vorwürfe«, sagte Dr. Wright. »Whitehead ist ein sehr guter Schauspieler, er hat auch alle anderen jahrelang an der Nase herumgeführt.«

»Und warum fahren wir jetzt in die Wüste?«

»Dort werden sich alle Sektenanhänger treffen, um die Sonnenfinsternis abzuwarten und das Schwert zusammenzusetzen. Ich habe lange gebraucht, um über verschiedene Informationsquellen und Mittelsmänner herauszubekommen, wo sie den Tag der Vereinigung zelebrieren würden. Dem Bund des Schwertes geht es ja um die Zusammenführung der Macht von Tag und Nacht. Daher wählten sie die Wüste aus, da ihrer

Meinung nach die Macht der Sonne dort am größten ist. Außerdem liegt der Kernschatten des Mondes bei dieser Sonnenfinsternis direkt im Tal des Todes. Die Verdunklung der Sonne durch den Mond ist also an diesem Ort am vollkommensten.«

»Meinen Sie, Justus und Peter sind auch dabei?«, fragte Bob.

»Davon gehe ich aus. Sie werden sie mitgenommen haben, um zu vermeiden, dass ihnen noch jemand dazwischenkommt.«

»Und was wird mit ihnen geschehen?«, fragte Bob ängstlich.

Ken Wright zuckte die Achseln. »Zuerst werden sie ihnen nichts tun, denn schließlich unterliegen sie den strengen Regeln ihrer Religion, die ihnen verbietet einem anderen Menschen im Namen des Schwertes Leid zuzufügen, bevor das Schwert wieder vereint ist und es einen neuen Anführer gibt. Danach wird es an dem neuen Anführer liegen. Er wird entscheiden, was mit deinen Freunden geschieht.«

»Wird dieser Stan der neue Anführer sein?«, fragte Bob.

»Ja. Zumindest, wenn Whitehead ihm nicht in die Quere kommt. Oder jemand anderes. Aber Stan ist zur Zeit das angesehenste Mitglied der Sekte.«

Bob musste diese vielen neuen Informationen erst einmal verdauen. Jeder in diesem Verwirrspiel hatte bisher eine verdeckte Identität gehabt. Erst war es Billy Ford, der unter seinem richtigen Namen William Benson in Afrika gelebt und dort das Schwert gestohlen hatte. Dann gab es Earnest Blank, den Bewahrer der Sekte, der seinen Namen in Benjamin Whitehead änderte und untertauchte, um im richtigen Moment wieder an die Oberfläche zu kommen. Und schließlich Dr. Wright, der sich als Butler Ben bei Whitehead eingeschlichen hatte, um dem Bund des Schwertes auf die Spur zu kommen.

»Ich glaube, ich muss mich bei Ihnen entschuldigen«, sagte Bob schließlich. »Ich und auch die anderen hatten Sie in Verdacht mit der Sekte in Verbindung zu stehen.«

Dr. Wright lachte. »Damit hattet ihr ja auch nicht ganz Un-

recht. Nur habt ihr mich wohl auf der falschen Seite vermutet.«

»Waren Sie derjenige, der uns den anonymen Tipp gegeben hat, wo der Stein war?«

»Richtig, das war ich. Und im Nachhinein tut es mir Leid. Als ihr Mr. Whitehead berichtetet, dass der Stein gestohlen worden war, wusste ich, wer ihn gestohlen haben konnte und wo er vermutlich nun versteckt wurde. Mir lag natürlich viel daran den Stein wieder zurückzugewinnen, denn in den Händen der Sekte war er noch immer gefährlicher als in den Händen von Whitehead, zumindest zu diesem Zeitpunkt. Also rief ich bei euch an, schließlich hattet ihr eure Dienste angeboten den Stein zurückzuholen. Mir wurde zu spät klar, dass ich euch damit vielleicht in große Gefahr gebracht hatte, und ich war sehr erleichtert, als alles gut ausging. Als du dann zwei Tage später in meinem Büro in der Universität auftauchtest und mich glücklicherweise nicht erkanntest, entschloss ich mich mit offenen Karten zu spielen und dir die ganze Wahrheit über den Bund des Schwertes zu erzählen. Denn ich dachte, dass diese Geschichte euch so weit abschrecken würde, dass ihr euch aus der Sache heraushaltet. Ich wollte euch nicht noch einmal in Gefahr bringen. Daher habe ich dir auch die Sache mit dem Selbstmord erzählt, der von mir ja nur vorgetäuscht gewesen war.«

»Wir hätten uns ja auch fast herausgehalten«, entgegnete Bob, »und wollten nur noch einmal Mr. Whitehead warnen. Schließlich konnten wir nicht wissen, dass er bereits besser Bescheid wusste als wir alle. Tja, das war wohl unser Fehler.«

Er seufzte. »Wenn wir gestern nicht bei Whitehead aufgetaucht wären, wäre das alles nicht passiert. Dann wäre mir jetzt wohler.« Er schwieg eine Weile und fügte dann leise hinzu: »Hoffentlich geht es Justus und Peter gut.«

Sie fuhren weiter Richtung Osten und ließen die Stadt hinter sich. Die Gegend wurde immer karger und trockener und es wurde wärmer. Nun wusste Bob, warum Dr. Wright darauf

bestanden hatte, möglichst viele Getränke mitzunehmen. In der Wüste konnte es sehr gefährlich werden, wenn man nicht ausreichend trank. Bob nahm schnell einen Schluck aus einer Wasserflasche.

Drei Stunden später fuhren sie bereits auf einem Highway mitten durch die Mojave Wüste. Staubige Straßen und endlose Landschaften aus Bergen, Felsen, Steinen und Sand beherrschten die Gegend. Hier und da standen ein Kaktus oder ein vertrockneter Strauch am Straßenrand, doch das war die einzige Vegetation. Alles flimmerte in der heißen Luft. Bob sah durch das Wagenfenster in den strahlendblauen Himmel.

»Da!«, rief er und zeigte zur Sonne.

Eine kleine Ecke der Sonne fehlte. Der Mond hatte begonnen sich über das Tagesgestirn zu schieben. »Wie lange wird es dauern, bis die Sonne sich vollständig verfinstert hat?«, fragte Bob beunruhigt. Kurz zuvor hatte er ein Straßenschild gesehen, auf dem die Entfernung zum Tal des Todes angegeben war. Sie würden noch einige Zeit brauchen, um das Tal zu erreichen, obwohl Dr. Wright sehr schnell fuhr.

»Gut eineinhalb Stunden«, antwortete er. »Die totale Verfinsterung hält etwa vier Minuten an, dann schiebt sich die Sonne langsam wieder aus dem Schatten des Mondes heraus. Es wird knapp werden.«

## Wenn Tag und Nacht sich vereinen

Die Sonne sah jetzt aus wie eine glühende Mondsichel. Zwei Drittel von ihr waren vom Mond bedeckt und langsam machte sich das auch auf der Erde bemerkbar. Es wurde etwas kühler und dunkler und Wind kam auf, der feinen Staub über die Geröllwüste blies. Justus schätzte, dass der Mond sich in spätestens einer halben Stunde komplett vor die Sonne geschoben hatte.

Die Sektenanhänger standen unbewegt in einem Kreis neben dem Baldachin. Sie sprachen nicht, sondern sahen nur hinauf zur immer kleiner werdenden Sonnenscheibe. Einige bewegten stumm ihre Lippen. Alle trugen das gleiche rote Gewand, nur bei einem von ihnen war es mit goldenen Säumen versehen. Peter erkannte Stan wieder. Er sollte wohl der neue Anführer der Sekte werden.

Justus, Mr. Whitehead und er hockten noch immer gefesselt unter dem Stoffdach, doch nun kam niemand mehr, um ihnen Wasser zu geben.

»Justus, Peter«, sagte Whitehead. »Ihr müsst mir aufhelfen.«

»Was haben Sie vor?«, fragte Peter.

»Ich habe einen Plan«, erwiderte Whitehead nur.

»Sie sollten denen da besser nicht in die Quere kommen«, riet der Erste Detektiv. »Wer weiß, wozu sie in der Lage sind, wenn man sie in ihrer religiösen Ekstase stört. Bisher haben sie uns ignoriert, aber das ist mir auch ganz recht so.«

Whitehead ging nicht darauf ein. »Helft mir – bitte!« Er versuchte sich alleine hochzustemmen, was jedoch wegen seiner gefesselten Hände misslang.

»Was haben Sie denn vor?«, wiederholte Peter seine Frage.

»Das werdet ihr schon sehen.«

Peter sah Justus an und zuckte die Schultern. Der Erste Detektiv nickte zustimmend. Sie schoben sich an Mr. Whitehead heran, so dass dieser sich an den Rücken der beiden Jungen

abstützen und sich aufrichten konnte. Schließlich stand er sicher und ging langsam auf die große Gruppe zu.

Mittlerweile waren es über fünfzig Menschen in roten Gewändern, die in einem Kreis standen, Mr. Whitehead trat auf sie zu und rief plötzlich: »Wenn Tag und Nacht sich vereinen, wird das brennende Schwert in Flammen stehen. Und das Feuer der Macht ist die Waffe für den Bund des Schwertes!«

Die Rotgewandeten drehten sich erstaunt zu ihm um. Es herrschte große Verwirrung, doch niemand sagte etwas.

Whitehead ging weiter auf die Gruppe zu und trat schließlich in die Mitte des Kreises. »Ich bin euer Bewahrer!«, rief er.

Da brach Stan, der Mann in der rotgoldenen Robe, aus dem Kreis aus und trat auf ihn zu. Seine Hände näherten sich Whiteheads Kehle und Justus fürchtete, er würde ihn erwürgen wollen, doch stattdessen griff Stan nach Whiteheads Hemdkragen und riss das Hemd auf, so dass die Brust des gefesselten Mannes zu sehen war. Auch aus dieser Entfernung konnten Justus und Peter das Zeichen des Bundes, das in die Haut tätowierte Schwert, deutlich sehen.

Der Kopf des Ersten Detektivs wirbelte zu seinem Freund herum. »Er hat uns hereingelegt!«, rief er. »Er ... er ist«

»Der Bewahrer!«, riefen die Männer und Frauen im Kreis. »Er ist tatsächlich der Bewahrer!« Sofort nahmen sie ihm die Fesseln ab und umringten ihn.

»Ja, ich bin der Bewahrer«, erklärte Whitehead lächelnd. »Und ich werde euer neuer rechtmäßiger Anführer sein, im Namen des Schwertes!«

Stan trat wütend dazwischen. »Ich bin der neue Anführer! Du wurdest aus dem Bund des Schwertes verstoßen, und zwar schon vor Jahren!«

Whitehead legte beschwichtigend die Hand auf die Schulter seines Gegners. »Ich wurde verstoßen, weil ich dem Bund ein guter Führer sein wollte, ohne das Schwert zu besitzen. Aber nun ist das Schwert wieder da und ich habe in den Jahren

dazugelernt. Ich bin noch immer der Bewahrer der Heiligen Schriften, sie befinden sich nach wie vor in meinem Besitz. Nach dem Gesetz des Schwertes bin ich der rechtmäßige Anführer.«

»Du warst zu lange fort«, widersprach Stan. »Du weißt nicht, was in dieser Zeit geschehen ist.«

»Ich weiß genug.« Whitehead wandte sein Gesicht zum Himmel. Von der Sonne war jetzt höchstens noch ein Viertel zu sehen. »Wir haben nicht mehr viel Zeit. Lass die anderen entscheiden, wen sie im Namen des Schwertes als ihren neuen Anführer wollen.«

Justus zerrte an seinen Fesseln. Nicht weil er glaubte sich so befreien zu können, sondern weil er raste vor Wut. Sein Gesicht war verzerrt und er biss die Zähne zusammen. »Wie konnten wir so blöd sein!«, zischte er. »Er hat uns reingelegt, von Anfang an! Und wir Idioten haben ihm auch noch den Stein gegeben!«

Auch Peter war sprachlos. Er sah Whitehead dort in der Menge der Sektenanhänger. Der schien ein vollkommen anderer Mann geworden zu sein. Aus dem freundlichen, gewissenhaften und ein wenig abergläubischen Geschäftsmann war ein hochmütiger Anführer geworden, der wohlwollend seinen Jüngern zulächelte. Die sollten nun entscheiden, ob Stan oder er ihr neues Oberhaupt wurde. »Es ist unglaublich«, flüsterte der Zweite Detektiv. »Und er hat bis zum letzten Moment gewartet.«

»Ja«, brummte Justus. »Vermutlich, um zu lange Diskussionen zu vermei-« Er brach abrupt ab und starrte Peter aus großen Augen an.

»Was ist?«, fragte dieser besorgt. Dann, fast panisch: »Was ist los?«

»Ich bin frei!«, flüsterte Justus halb überrascht, halb erfreut. »Ich habe vor lauter Wut so sehr an dem blöden Telefonkabel gezerrt, dass sich gerade der Knoten gelöst hat!«

»Fahren Sie doch schneller!«, drängte Bob und beobachtete besorgt den Himmel. »Sonst schaffen wir es nicht, die Sonne ist schon nur noch eine schmale Sichel!«

»Wenn ich noch schneller fahre, bricht uns der Wagen unter den Sitzen auseinander.« Dr. Wright beobachtete besorgt den Tachostand.

Der Jeep raste gerade wieder in ein tiefes Schlagloch und schüttelte die beiden Insassen heftig durch. Sie fuhren jetzt mitten durch das Tal des Todes. Einige Schilder, die an dem geröllbedeckten Weg standen, wiesen ihnen die Richtung zum Badwater. Es waren nur noch drei Meilen bis dahin.

»Ich glaube, ich kann es schon sehen«, rief Bob und wies nach vorne. Eine sehr helle Fläche glitzerte am Horizont. »Das muss der Salzsee sein. Wir müssen ihn rechtzeitig erreichen!«

Dann wurde er plötzlich sehr still. »Was machen wir eigentlich, wenn wir angekommen sind?«, fragte er. »Ich meine, haben Sie einen Plan, wie wir diese Verrückten davon abhalten können das Schwert zusammenzusetzen?«

Dr. Wright antwortete nicht.

Justus und Peter starrten gespannt in den Himmel. Es war nun ziemlich dunkel und kühl geworden und nur noch ein winziger Streifen der Sonne war zu sehen. Justus hatte Peter von seinen Fesseln befreit, doch sie hockten weiterhin auf dem Boden und hielten die Hände hinter den Rücken, um nicht aufzufallen. Sie hatten beschlossen bis zur totalen Finsternis zu warten und dann zu einem der in der Umgebung stehenden Autos zu laufen. Die Sekte würde anderweitig beschäftigt sein und sich vorerst nicht um sie kümmern. Das hofften sie zumindest.

Gerade kamen zwei Männer auf sie zu. Sie interessierten sich nach wie vor nicht für die Gefangenen, sondern holten die Einzelteile des brennenden Schwertes, um sie in den Kreis zu tragen. In der Mitte des Kreises stand immer noch Whitehead. Nun trug er den goldverzierten Umhang. Die Abstimmung war

klar zu seinen Gunsten ausgefallen. Entweder war Stan nicht sehr beliebt oder die Gesetze der Sekte hatten keinen anderen Entschluss zugelassen. Die Gründe für seine Wahl waren im Nachhinein aber wohl egal. Stan hatte sich in sein Schicksal gefügt und ein normales Gewand angezogen und stand nun ebenfalls in dem Kreis.

Die beiden Männer legten das Kissen zu Whiteheads Füßen auf den steinigen Boden und Whitehead kniete sich davor.

Alle blickten nach oben. Der Mond hatte nur noch einen winzigen Lichtfleck von der Sonne übrig gelassen und ein paar Sekunden später verschwand auch der. Es herrschte atemlose Stille. Einige Augenblicke lang war es dunkel, dann erstrahlte die Korona der Sonne wie ein flammender Kranz, der um die schwarze Scheibe des Mondes in rotem und gelbem Licht tanzte.

Whitehead nahm den Griff des Schwertes in die eine, den roten Stein in die andere Hand. Er fügte den Stein in den Griff ein. Dann nahm er die Klinge und bevor er sie mit dem Griff und dem Stein zusammensetzte, rief er laut: »Wenn Tag und Nacht sich vereinen, wird das brennende Schwert in Flammen stehen!« Er stand auf und hielt das Schwert mit beiden Händen, dann stieß er es siegessicher in die Luft und der verdunkelten Sonne entgegen.

Doch nichts geschah. Die Klinge blieb dunkel. Das brennende Schwert brannte nicht.

Justus riss sich aus seiner Erstarrung und flüsterte Peter zu: »Verschwinden wir!« Er stand auf und wollte loslaufen, als plötzlich zwei helle Lichter auf ihn zurasten. Ein Wagen näherte sich ihnen mit ungeheurer Geschwindigkeit. Der Erste Detektiv wich zurück. »Was ... wer ist das?«, rief er.

Der Kreis der Sekte war in Bewegung geraten. Das Schwert brannte nicht und in allen Gesichtern – einschließlich dem von Mr. Whitehead – waren große Verwirrung und Bestürzung zu lesen. Dann bemerkten sie den Wagen, der durch die plötzlich

dunkel gewordene Wüste auf sie zuraste. Er bremste kurz vor dem Kreis der Sekte ab und ein Mann mit einem weißen Haaransatz stieg aus. Und auf der anderen Seite ...

»Bob!«, rief Justus.

»Haltet sie zurück!«, rief Whitehead. »Sie sind hier, um das Ritual zu stören! Ergreift sie!« Einige der Sektenmitglieder setzten sich in Bewegung, um den Befehl auszuführen, doch die meisten blieben unschlüssig stehen. Justus und Peter ranneten zu Bob hinüber.

Der Fremde trat der Sekte entgegen. »Halt!«, rief er. »Er trägt nicht das brennende Schwert, er darf euch keine Befehle geben!« Die Männer und Frauen blieben stehen, nun vollkommen durcheinander. Justus und Peter erging es nicht anders. Sie waren hin und her gerissen von ihrer Freude Bob wieder zu sehen und den Geschehnissen, die sich direkt neben ihnen abspielten. Der Mann fuhr fort: »Dies ist das falsche Schwert! Besser gesagt: der falsche Stein. Ich habe den richtigen!« Er ging ohne eine Spur von Unsicherheit weiter und keiner der Anhänger hielt ihn zurück, als er in den Kreis und auf Whitehead zutrat.

Als sie sich gegenüberstanden, erkannte Whitehead den Mann trotz seines veränderten Äußeren. »Ben!«, flüsterte er.

»Gib mir das Schwert«, sagte Ben und streckte fordernd die Hand aus.

»Aber du gehörst nicht zum Bund des Schwertes!«, rief Whitehead.

»Doch«, antwortete Ben knapp und öffnete sein Hemd. Auch auf seiner Brust war das Schwertzeichen zu sehen. Er sah hinauf zur Sonne, die noch immer vom Mond bedeckt war, und nur ihre Korona leuchtete. Dann rief er lauter, so dass alle es hören konnten: »Und ich werde euer neuer Anführer sein, denn nur in meiner Hand wird das Schwert brennen!« Er entriss Whitehead das Schwert, baute es auseinander, griff dann in seine Tasche und holte einen anderen Stein hervor. Er setzte

ihn ein, fügte das Schwert erneut zusammen und streckte die Klinge in die Luft, so wie Whitehead es zuvor getan hatte.

Das schwache Licht der verfinsterten Sonne spiegelte sich in dem kleinen roten Stein wider und der Stein erstrahlte, als würde er von innen heraus leuchten. Das Leuchten setzte sich über die gläserne Klinge fort und es sah aus, als würden tausend kleine Flammen auf ihr tanzen.

Das brennende Schwert brannte.

## Die schönen Dinge des Lebens

Die drei ??? saßen in ihrer Zentrale und warteten. Jeder hatte etwas in der Hand und spielte nervös damit. Und alle fragten sich, ob er kommen würde. Die Ereignisse vor zwei Tagen hatten sie noch nicht losgelassen und immer wieder sprachen sie von ihren Erlebnissen.

Dr. Wright alias Ben war vom Bund des Schwertes tatsächlich als neuer Anführer anerkannt worden. Dass er jedoch plötzlich in den Kreis getreten und das Schwert verlangt hatte, hatte nicht nur Whitehead und die Sekte überrascht, sondern vor allem die drei ???. Waren sie wieder jemandem auf den Leim gegangen? War nun alles aus?

Nachdem die allgemeine Unruhe endlich nachgelassen hatte, hatte Dr. Wright dafür gesorgt, dass man sie gut behandelte und dann nach Hause brachte. Die Sektenmitglieder waren nach und nach verschwunden und Whitehead war sowohl ihnen als auch Dr. Wright aus dem Weg gegangen. Dr. Wright hatte den drei ??? versprochen sich bei ihnen zu melden, sobald er konnte, und ihnen alles zu erklären. Am nächsten Tag hatte er bei ihnen angerufen und sich für heute mit ihnen verabredet.

Als die drei ??? zu Hause ankamen, wurden sie von besorgten Eltern empfangen, die sich fast zu Tode geängstigt hatten.

Schließlich waren sie die ganze Nacht und den nächsten Tag verschwunden gewesen. Auch Lys, Elizabeth und Kelly hatten sich große Sorgen gemacht und sogar Inspektor Cotta war eingeschaltet worden. Die drei ??? hatten ihre Geschichte oft und ausführlich erzählen müssen, bevor sich die Gemüter halbwegs wieder beruhigt hatten.

Doch richtig ruhig war noch immer niemand, da keiner genau wusste, was die Ereignisse im Tal des Todes für Folgen haben würden. Die Antworten erhofften sie sich von Dr. Wright.

Endlich klopfte es an der Tür. Justus öffnete und Dr. Wright trat ein und begrüßte die drei. Er sah wieder aus wie der Uni-

versitätsdozent, als den Bob ihn kennengelernt hatte, nur der falsche Bart fehlte. Vom Butler Ben war rein äußerlich nichts geblieben. Er setzte sich zu ihnen und begann zu reden: »Ich glaube, ich habe euch einiges zu erklären. Bob weiß ja das meiste schon und hat euch meine Geschichte vermutlich bereits ausführlich erzählt. Was er nicht wusste, war, dass ich den Stein durch eine Fälschung ersetzt hatte. Nachdem ihr ihn Mr. Whitehead zurückgebracht hattet, habe ich ihn gegen eine Imitation ausgetauscht, die ich schon vor langer Zeit für den Fall der Fälle hatte anfertigen lassen. Ich ahnte, dass einiges schiefgehen könnte, und so wollte ich wenigstens den echten Stein in Sicherheit wissen. Die Imitation war längst nicht so kunstvoll gearbeitet, daher fehlte dem Schwert das charakteristische Feuer, als Whitehead es zusammenfügte. Wir kamen gerade noch rechtzeitig zur Sonnenfinsternis, damit ich den Stein austauschen konnte, um mich selbst zum Anführer des Schwertbundes zu machen.«

Justus sah ihn ernst an. »Gehörte das von vornherein zu ihrem Plan?«, fragte er.

Wright nickte. »Ich muss gestehen, ja. Nur hatte ich mir alles etwas einfacher vorgestellt.«

»Und was haben Sie jetzt vor mit Ihrer neu gewonnenen Macht?« Der Erste Detektiv konnte den sarkastischen Tonfall in seiner Stimme nicht verhindern.

Wright lächelte. »Ich will sicherlich niemandem Schaden zufügen, wenn du das meinst. Ich habe mich über die Hälfte meines Lebens mit dem Bund des Schwertes beschäftigt, war ja sogar einmal selbst Schein-Mitglied – aus dieser Zeit habe ich übrigens auch die Tätowierung –, und ich weiß genau, wie gefährlich diese Sekte sein kann, wenn sie von einem Fanatiker geführt wird. Sie war nur deshalb in den letzten Jahren so harmlos, weil niemand an ihrer Spitze stand und ihre Religion es ihr verbot, etwas ohne die Macht des brennenden Schwertes zu unternehmen. Daher war mir eines klar: Wenn das Schwert

jemals wieder auftauchen und eine Sonnenfinsternis bevorstehen sollte, gibt es nur eine Möglichkeit das Schlimmste zu verhindern. Um sicher zu gehen, dass kein verrückter Extremist die Sekte anführt, der sie dazu benutzen kann seine eigene Macht auszubauen, musste ich selbst zum Anführer werden. Das war der einzige Weg, die Sekte unschädlich zu machen.«

»Aber sie existiert doch noch immer«, widersprach Bob. »Sie ist keineswegs unschädlich gemacht worden.«

Dr. Wright nickte. »Das ist richtig. Aber ihr Glaube zwingt die Sektenanhänger zu absolutem Gehorsam ihrem Anführer gegenüber. Ich bin also nun der einzige Mensch, der ihnen etwas befehlen kann. Und nach und nach werde ich sie von ihren extremistischen Ideologien befreien und ihnen einen besseren Weg zeigen. Einen Weg der Freiheit und der Toleranz, der sie dahin führt, dass sie andere Menschen leben lassen, wie und wo sie wollen. Und dass sie eines Tages lernen ihren eigenen Weg zu gehen, anstatt auf einen Anführer zu hören oder auf ein Schwert, das nichts weiter ist als ein Stück Glas. Ich habe die Macht dazu diesen Menschen den Gedanken der Freiheit und der Toleranz nahe zu bringen, weil sie auf mich hören. Eines Tages werden sie sich von ihrem lebensfeindlichen Glauben lossagen können, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben, und dann wird es den Bund des Schwertes nicht mehr geben.«

»Das hört sich gut an«, gab Justus zu und es war ihm etwas unangenehm den Mann eben so angefahren zu haben. »Meinen Sie auch, dass Ihnen das gelingen wird?«

»Es ist natürlich ein langer Weg«, gab Wright zu. »Aber ich glaube, dass ich es mit genügend Ausdauer schaffen werde dieser gefährlichen Verbindung von innen heraus den Nährboden zu nehmen.«

»Aber was ist mit Stan und Whitehead?«, fragte Peter. »Sie haben ihnen immerhin das weggenommen, was sie vermutlich seit Jahren anstrebten: Macht. Werden sie nicht versuchen sich

an Ihnen zu rächen?«

Wright schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Zumindest Stan ist streng schwertgläubig, daher wird er sich meinem Willen fügen so wie alle anderen auch. Whitehead könnte versuchen mich zu hintergehen, doch niemand wird sich ihm anschließen. Eher werden sie ihn verstoßen, sobald er versucht meine Position in Frage zu stellen.«

Sie sprachen noch lange über die Sekte und ihre inneren Strukturen, über das Problem des Machtmissbrauchs und über die Zukunft. Schließlich verabschiedete sich Dr. Wright alias Ben und versprach sich von Zeit zu Zeit bei ihnen zu melden, um ihnen zu berichten, wie weit er mit seiner Arbeit in der Sekte gekommen war. Die drei ??? begleiteten ihn nach draußen. Dr. Wright setzte sich in seinen ramponierten Jeep, winkte einmal und fuhr davon.

Sie sahen ihm nach, und als der Wagen um die Straßenecke verschwunden war, wandten sie fast gleichzeitig ihre Köpfe nach oben und blinzelten nachdenklich in die helle Sonne.

Kein Wölkchen stand am Himmel und für lange Zeit würde der Mond die Sonne nicht mehr verdunkeln können.

Justus seufzte. »Wir waren ganz schön naiv«, sagte er. »Und wir haben Riesenglück gehabt.«

»Warum waren wir naiv?«, fragte Peter. »Wir hätten wirklich niemals ahnen können, dass Whitehead unser Gegner war. Selbst du mit deinem Superhirn wärest nie daraufgekommen.«

Der Erste Detektiv schüttelte den Kopf. »Das meine ich auch nicht. Wir waren dumm, weil wir bisher immer geglaubt haben mit allen Schwierigkeiten fertig werden zu können. Aber wir haben uns getäuscht. Diese Geschichte hätte verdammt böse ausgehen können. Und zwar nicht nur für uns.«

»Du hast Recht«, stimmte Bob ihm zu. »Wir sollten immer daran denken, dass wir nicht unfehlbar sind.«

»Justus, Peter, Bob!«, rief jemand von hinten. Sie drehten sich um und sahen Tante Mathilda, die ihnen vom Haus aus

zuwinkte. »Kommt rüber, es gibt Kirschkuchen!«

Peter lächelte. »Zum Glück gibt es auch noch so schöne Dinge im Leben.«

Langsam und nachdenklich gingen sie zum Haus hinüber.